# Johannes Schlaf
# Die Suchenden





# Die Suchenden

Es erschienen von Johannes Schlaf:

**Neue Gleise.** Gemeinsames mit Arno Holz, bei F. Fontane & Co., Berlin W. 1892.

**Der geschundne Pegasus.** Mit Versen von Arno Holz und 100 Zeichnungen von Johannes Schlaf, bei F. Fontane & Co., Berlin W. 1892.

**Meister Oelze.** Drama, bei S. Fischer, Berlin W. 1892.

**Frühling.** Verlag „Kreisende Ringe" (M. Spohr) Leipzig 1896.

**Sommertod.** Novellistisches. Verlag „Kreisende Ringe" (M. Spohr) Leipzig 1897.

**Gertrud.** Drama in 3 Aufzügen, bei J. Saffenbach, Berlin-Paris 1897.

**Walt Whitman.** Essays. Verlag „Kreisende Ringe" (M. Spohr) Leipzig 1898.

**Die Feindlichen.** Drama in 4 Aufzügen, bei J. C. C. Bruns, Minden in Westfalen 1899.

**Halbdunkel.** Gedichte, bei J. C. C. Bruns, Minden in Westfalen 1899.

**In Dingsda.** Stimmungen aus einer kleinen Stadt, 2. Aufl. bei J. C. C. Bruns, Minden i. W. 1901.

**Jesus und Mirjam. Der Tod des Antichrist.** Erzählungen, bei J. C. C. Bruns, Minden i. W. 1901.

**Stille Welten.** Neues aus Dingsda, bei Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

**Leonore und Anderes.** Novellen I, bei Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

**Die Kuhmagd und Anderes.** Novellen II, bei Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

**Frühjahrsblumen.** Novellen III, bei Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

**Das dritte Reich.** Ein Berliner Roman, bei Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

**Die Suchenden.** Roman, bei Egon Fleischel & Co., Berlin 1903.

———o———

# Die Suchenden

Roman

von

Johannes Schlaf



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1903

# I.

Er sah in eine ossianische Landschaft.

Weit hinten, am Rande der Ebene, ballte sich aus blaugrauen Dünsten riesiges Massengewölk, zwischen dem die Sonne des Märztages brannte, sich zum Untergange neigend. Sahle gelbe und rotgelbe Risse zerfetzten es, und bleiche, steife Strahlenbündel brachen unter ihnen schräg durch die Trübnis des Horizontes auf das Gelände hernieder und brachten fünf mattweiße Stellen in den Strich der blauen Waldfernen.

In großer, schwermütiger Feierlichkeit aber dehnte sich weit die flache Ebene mit braunem Brachland und fahlen Wiesenstrecken, von dem dicken Gewölk überhangen, das in wunderlichen Gestaltungen über die Breite des grauen Firmamentes hineilte: groteske Urzeittiere, Riesen und Titanen mit ungeheuren Brüsten und dicken Köpfen, mit wild gereckten

Armen, komisch und furchtbar zugleich, im steten Wechsel langsam sich verschiebend und durcheinandergleitend; ungeschlachte Leiber, dunkelstahlblau, grau oder von einem trüben Gelbbraun; wie ein imposantes Chaos dunkler, seelischer Untergrundstimmungen, unfaßbar, immer zergleitend.

Es hatte auch seine Stimmen. Windsbrautstimmen, lachend und brüllend mit einem rauhen, dunkelfröhlichen Lachen; mystische Sirenenlieder aus ungefügen Harfen gerissen; grollendes, donnerndes Kampfgetümmel, Winseln und dröhnende Wehklage, zwischen hallendem Siegesruf; Schreie, Gewisper und Geraun zu jauchzendem Gelächter irgend einer ungestümen Erwartung anschwellend.

Durch das trübe Blachland aber wälzte im weiten Bogen aus den verhangenen Fernen her der Fluß breite eilige Wassermassen, lehmgelbe, strudelnde Wassermassen, über und über mit runden, weißgrauen Eisschollen gescheckt, gegen den dröhnenden Park her, an dessen äußerstem Rand der stand, der dies alles betrachtete, ein einsamer Spaziergänger, die Blicke gegen das freie Land gerichtet. Zahllose große, kleine und kleinste Schollen, weiß die fernen, grünlich-gelb wie sie dann dicht zu seinen Füßen vorüberglitten und sich im ungestümen Gedränge



mit einer plötzlichen Wendung, fast unheimlich jäh, in dem Dunkel des Parkes verloren, aus dem Ungewissen kommend, ins Ungewisse verschwindend; grünlichgelb und alle von weißblitzenden, rauhen, kristallkörnigen Schneerändern umrahmt. Still glitten sie vorüber, mit einem seltsamen Leben. Nur das Gurgeln und Plätschern der gelben Strudel und Wirbel und beständig das langgezogene Knirschen, mit dem sie sich aneinander rieben; deutlich hob es sich und geheimnisvoll aus dem großen, monotonen Gedröhn, dem dumpfen Donnern der Parkwipfel.

Und mit struppigem Gebüsch, mit hohen, windverbogenen Baumkronen, mit bleifarbenen Wiesenbächen das weite Land; geduckt, bedrängt vom grauen Kampf der Lüfte, bang erschauernd unter dem großen, wilden Rhythmus des Sturmliedes und dennoch mit all seinem Leben wie in heimlichen Hoffnungen lauschend.

Dies war in der helleren Tönung der Wiesenflächen, im herzhaften Schwarzbraun einer Ackerbreite; in den dichten Weidenpflanzungen war es der Flußufer, die mit lebhaft ocker- und safrangelber oder lichtgrüner Farbe das Grau des Spätnachmittagdunkels durchbrachen; es war in den

farbigeren Flecken ferner Dorfschaften, überragt von ihren kleinen, plumpen Kirchtürmen; es war in dem heimlichen Blinken der vielen Wasserfäden, die das Gelände überquerten. Und so fühlte der diese Landschaft, der am Ausgange des Vorstadtparkes weilte und auf die Flußebene hinausblickte.

Und als er sich nun wieder dem Park zuwandte, in seinen Dämmerungen sich verlierend, lauschte er dem Sturmgesang der Wipfel.

Es war ein Stand hoher, alter Eschen, durch den er auf breiterem, gepflegtem Parkweg hinschritt. Dicke graue Stämme stiegen steil in die Höhe. Mächtiges Geäst reckte sich empor mit schrägen Schäften und zweigte sich oben auseinander in das Gewirr gewaltiger Kronen. Ihre Finsternis dröhnte von der wilden Gewalt der Frühjahrsaequinoktien. Alle Laute nah und fern verschlang das große Brausen; nur das jauchzende Krächzen der zahllosen Krähen, die hier horsteten und die toll waren von der Witterung des nahenden Frühlings, durchdrang es.

Er ließ sich auf einer Bank nieder.

Stets war ihm das Lied der Windsbraut suggestiv gewesen; die magische Gewalt der Sirenenmelodie, ihr toter Akkord, in seiner monotonen

Endlosigkeit so groß und tief; gleichsam alle Leidenschaft von Lust und Leid in die gleiche eine, unharmonisch-wilde Harmonie verschleifend. Wie die Stimme war es, fühlte er, einer immer sich darbietenden und immer entschlüpfenden Seele der Welt.

Und dann träumte er weiter, gedachte des rüstigen Helden Odysseus, der die Sirenen in den hohen Felsklinten der Seegebirge hört; und er fühlte ihn wie eine Verkörperung der einen großen Individualität, die diesem gefahrvollen und doch so bannenden, unrastträchtigen Urmutterlied und den Tiefen seiner dunklen Weisheiten gewachsen und die es liebt.

Noch heute hatte er es gern, wie einst als Gymnasiast, mit dem physikalischen Instrument der Sirene zu experimentieren und dem Singen, Summen und Schwirren ihres wunderlichen Akkordes zu lauschen, seiner rätselhaften Kurve, die auch die Seelenstimme des Sturmes, der ihn jetzt umdröhnte.

Der Ausdruck war sie irgend einer immanenten Urempfindung der Ewigkeit; bannend mit Grausen, bestrickend auch mit Mitleid, fessellosete Freiheit in ihr und die satanische Pein zugleich ewiger Selbstgebundenheit in ewig dunkler Schranke, die nichts in der Welt je verhängt hat und die doch

ist. — Dies alles lebte für ihn in den brüllenden Lauten des Sturmakkordes, der eintönig war und doch von so großer Mannigfaltigkeit. Hier seufzte und winselte die seltsame Tonfolge in einer Nähe, ersterbend, verhauchend, stockend in einem wie sich selbst lauschenden Staccato; dort schwoll sie zu einem Jauchzen; dort raste ihr Zorn; dort grauste ihre Verzweiflung empor; hier brüllte ihre Titanenstimme Höllenpein; und jetzt hatte sie ein Wort gefunden aus ihren Tiefen: feierlich, majestätisch trug sie es dahin wie ein lebenzeugendes, ordnendes Gebot in die ratlos wirbelnde Sehnsucht eines Chaos; jetzt sang sie Triumphchoräle und neue frohe Botschaften; jetzt war es wie ein süßflötender Ton des Genügens zutraulicher Liebe, die sich gefunden hat und ruht; und doch dies alles wieder vergleitend, ineinanderirrend wie die Gedanken eines Wahnsinnigen und doch in irgend einem mystischen Punkt gebunden als in einer urfesten, unerschütterlichen Tiefenordnung und Notwendigkeit.

Das uralte Seelenlied der Welten und seine rüstigen Deuter, die Söhne der schöpferischen Unrast!

Er begann zu dichten, wie immer bei solchen Gelegenheiten. Wie mit Visionen drängte es sich ihm auf.

Es war der Gesang eines heiligen Central-lichtes, das Gott hieß; das ewig lockende, ewig entgleitende Licht immanenter Urmystik. Das war der heilige Thron und das Urlicht der althebräischen Psalmen, da niemand hinzukommen kann. Um es her stehen seine starken Helden und Gewaltigen, seine Söhne und Recken im heiligen Zirkel, die Seraphim, die feurig lohenden, glühenden Ur-schlangen, brüderliche Teile der ewigen Individuali-tät, die das Licht zu schauen und sein zeugendes Gebot zu hören vermögen. In den übermenschlichen Qualwonnen mystischer Empfängnis umstehen sie den ewigen Thron, die heiligen Äonen. Aber sieh: einer erglüht vor allen, taumelnd vor unerträglicher Überfülle, wird schwach und sinkt und fällt. Und sieh: seine Schwäche und sein Sturz ist ein Gebot des Einigen, ist Not der Liebe und eine neue Schöpfung, ein zeugendes Wort, ein Wille, die Geburt einer Weltenharmonie.

Er wurde unruhig.

Die Ohren haben für dieses Lied, sind keine Glücklichen in dem Sinne, der gemeinhin mit dem Begriffe des Glückes verbunden ist. Oder ja: es gab ein Glück und eine Heimat für sie — immer aber ist Heimat Glück; es giebt kein anderes; allen

Glückes Inbegriff ist Heimat — und dies Glück und diese Heimat ist gerade das, was die Menschen verwirrt, jener Geist urseelischer, unablässig zeugender Unstäte. Im schrankenlos Unbedingten sind sie daheim und frei, der einigen Kraft geeint, treibend im herben Strom ihrer Wonne und Pein.

Und nun war es wunderlich, wie er mit einem Mal an Greta, sein Weib, dachte; ganz urplötzlich, mit einem jähen Gedankensprung, der ihn fast erschreckte. Er war vertraut mit einer ganz bestimmten Empfindung, die ihm bedeutungsvoll von Zeit zu Zeit wiederkehrte und die ihn dann in eine seltsam unbestimmte Unruhe brachte; ein sonderbares Gefühl, daß ihn das Leben von irgend einer Bestimmung und von irgend einem letzten Glück abgedrängt hätte.

Aber von welchem dann eigentlich? Was hieß denn nun überhaupt noch Glück?

In jungen Jahren war er bereits ein angesehener Arzt, im Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens; ein eigenes Heim auf eigenem Grund und Boden nannte er sein, lebte in ungetrübtem Eheglück, war Vater. Und dies alles bedeutete nicht etwa lediglich das Behagen irgend eines hausbackenen Philisterkomforts. Nie hätte er jemals

ein solches als Glück zu empfinden vermocht; nie hätte er die stürmischen, jungen Sehnsüchte seiner Lehr- und Kampfjahre also sich beruhigen lassen. Noch heute, in seinem dreiunddreißigsten war ihm nichts so verhaßt als irgend eine Resignation. — Nein: es war wirklich der große Glücksfall gewesen; die schöne Harmonie, der möglichste Einklang der vielseitigen Kräfte, mit denen ihn die Natur ausgestattet. Es war des Lebens schönstes Vollglück, das er gefunden.

Wie sollte er die wunderliche Empfindung also nur eigentlich nehmen! So ganz unvermutet, wider alle Logik, brach sie hervor und wollte etwas, irgend etwas; wie eine Art von Besessenheit.

Und wieder dachte er an sein Weib; mit diesem sonderbaren Erschrecken.

Er geriet in ein hastig spürendes Nachdenken.

Jener Konflikte erinnerte er sich, die er vor seiner Verheiratung durchgemacht. Gott, sie waren doch wohl aber so köstlich grün gewesen! Ja, er hatte ja damals wohl allen Ernstes geglaubt, es sei die schwerste der Sünden für ihn, wenn er sich verheirate und Vater werde. — Das war ihm damals der Inbegriff der Philisterei gewesen, gleichbedeutend mit geistiger Versimplung.

Doch dann hatte sich dieser Konflikt entschieden. Und nicht nur seine Leidenschaft hatte dabei das letzte Wort gesprochen. O nein! Dazu war seine Intelligenz zu reif, zu stark und umsichtig, als daß sie irgend einem Triebe und einer Leidenschaft in solcher Angelegenheit das letzte Wort gelassen hätte.

Gerade das Verhältnis des Mannes zum Weibe schien ihm in diesen Zeitläuften von einer ganz besonderen und vorherrschenden Bedeutsamkeit zu sein. Eine zweitausendjährige Kultur schien ihm in der gegenwärtigen Zeit ihren Beruf erfüllt zu haben, der in der Züchtung und Heranbildung einer Anzahl verfeinerter Individuen bestand; Individuen, bestimmt, Träger und Begründer einer neueren, höheren und feineren Kultur der menschheitlichen Zukunft zu sein; und als das vornehmste und notwendigste Fördernis einer solchen Kultur erschien ihm eine Ehe solcher Individuen auf einer höheren und freieren Grundlage. Religion, Ethik, Kunst, Wissenschaft und Technik schienen ihm in ihrer Entwickelung an einem Punkte angelangt, wo sie einen erzieherischen Zweck erfüllt, der in der Möglichkeit eines solchen neuen, verfeinerten Verkehres zwischen Mann und Weib bestand. Das Ende

eines Kulturkreislaufes glaubte er in unseren Zeiten zu gewahren und zugleich den Anfang eines neuen. Hundert Zeichen der Zeit schienen dies zu bestätigen; nicht zum mindesten gerade die frauenemancipatorische Bewegung. Und unter solchen Erwägungen hatte er schließlich die Ehe mit Greta geschlossen, war er Vater geworden und hatte ein Familienleben begründet.

Doch da tauchte ganz plötzlich, mit plastischer Deutlichkeit und einer so heftigen Gewalt, daß es ihm Herzpochen verursachte, eine Erinnerung aus den letzten Tagen auf. Unter all diesen Gedankengängen hervor, wie von einem rastlosen, unbewußten Suchen plötzlich in die Höhe getrieben. Ein scheinbar ganz unbedeutender Vorfall, den er eigentlich schon wieder vergessen hatte.

Vor einigen Wochen war sein Vetter Alwin zu Besuch dagewesen; ein blonder, braunbackiger Ökonom, ein gutmütiger Riese, der Liebling seiner beiden Jungen, der in der Nähe der Stadt ein Gut besaß. In seiner Weise hatte er mit den Jungens gescherzt und geplaudert, und Greta hatte dabeigestanden, mit so einem Lächeln befriedigten Mutterstolzes. Dann aber hatte Alwin sich von den Kindern emporgerichtet und hatte mit ihr ge-

sprochen, in einer, wie ihm schien, ganz besonders vertrauten Weise. Und dieser Augenblick war es gewesen. Ganz plötzlich hatte er da den Eindruck gehabt, daß Gretas Verhalten zu ihm selbst, sogar in ihren vertrautesten und aufgeschlossensten Stunden, Zurückhaltung bedeute gegenüber der Art, wie sie sich da gegen Alwin gab.

Ja wie denn? Und das war es gewesen? Das war etwa der Untergrund all seiner letzten Gedankengänge und Stimmungen gewesen?

Ach Wetter: aber nein! Es sollte nicht so sein! — Grille! Hypochondrie! — Im Grunde lief die ganze Geschichte eben auf nichts als auf eine Bagatelle hinaus. Er war etwas überarbeitet von seiner winterlichen Praxis, hatte etwa eine kleine Erholungsreise von nöten. Sicher: das war alles. —

Er riß sich von der Bank in die Höhe und eilte, nach Hause zu kommen.

Er sehnte sich mit Greta zusammen zu sein. —

## II.

Aus solchen Einsamkeiten bog er in die Hauptstraße des Villenviertels ein.

Die alten Linden brausten. Unter ihnen hin schritt er das Trottoir hinab; im eleganten Cylinder und Überrock, das dicke Spazierstöckchen mit seinem Silbergriff in der behandschuhten Rechten wippend.

Er war schlank und seine Haltung steif, ein wenig vorübergebeugt, wie lugend. Sein Gang war nachlässig; ein leicht schleifender Gang mit langen Schritten, der etwas von dem weichsohligen Trotten eines Raubtieres hatte.

Auf all das achtete er wunderlicher Weise in dem Augenblicke, als er aus den Finsternissen der Parkanlagen in den flackernden Dämmerschein des Gaslichtes einbog.

Nicht lediglich, schien es ihm, aus Sauberkeitsbedürfnis trug er sich so, auch nicht lediglich aus Geschmacksrücksichten, sondern er hatte es plötzlich mit der Grille, etwas wie eine halbe Ironie in dieser Einräumung an die Mode zu entdecken, die, indem sie ihnen irgendwie Rechnung trug, sich doch auch wieder gegen die Lebensgewohnheiten der Kreise richtete, mit denen ihn seine Praxis vor=

nehmlich in Berührung brachte; im letzten Grunde also doch aber eine Selbstironie? . . .

Und nun brachen alle die Zweifel von vorhin wieder hervor.

Also am Ende dennoch das Anzeichen einer heimlichen Unausgeglichenheit, eines verborgenen — Knickes? . . . Niedergedrückte Willenskräfte und Bestimmungen, die da noch dunkel, aber mit unabweislich drängender Sehnsuchtskraft im Unbewußten harrten, die hervor müssen und die zu Höllenbränden werden können? — Woher kam ihm denn nur mit einem Male wieder dieses mißmutige, fade und doch heischende Gefühl?

Gewaltsam lenkte er seine Aufmerksamkeit auf das Treiben der Straße. Mattgoldgelb schimmerte ihr glatter Asphalt von dem Licht der Laternenreihen. Auf seiner spiegelnden Fläche taumelten die Schatten der winddurchbrausten Lindenkronen. Lautlos rollten Equipagen vorüber; nur das Getrappel der Pferdehufe war zu hören. Die Lichter der Wagenlaternen schwammen aneinander hin und die blinkenden Scheiben der Kutschwagen. Das Geklingel und Rollen der elektrischen Straßenbahnwagen, der Anblick der palastähnlichen Gebäude, die sich mit mattschimmernden, ornamentreichen Fassaden,

mit Balkons, Türmen und Erkern über die schwarzen Massen der Linden in den dunkel stürmenden Himmel hineintauchten, der Trottoirverkehr, Grüße, die er mit vorübergehenden Bekannten tauschte, fingen an, ihn zu zerstreuen.

Weit hinauf und hinab zeilte sich die schöne, breite Straße mit dem mattgoldigen Lichtschimmer ihrer Asphaltflächen, mit den hellen Sternen ihrer Laternenreihen, mit der lichtdunstigen Masse der Fassaden über den dunklen Laubballen, langhin auf der einen Seite von dem schwarzen, dröhnenden Komplex des Parkes flankiert; sauber und trocken, mit all dem bewegten Spiel ihrer Lichter und gleitenden Schatten, erfüllt von dem fröhlichen, starken Odem des lauen Frühjahrsturmes. Und das alles begann, ihn abzulenken.

Dann überschritt er den Fahrdamm und bog in eine Seitenstraße ein.

Still dehnte sich ihr Pflaster, erhellt von nur wenigen Laternen in weiten Abständen. Gedämpft nur drang in ihre Ruhe das Schallen des Verkehres von der Hauptstraße her. Selten, daß sich ein Passant an den Eisengittern hinbewegte, die die Vorgärten der Villengebäude gegen das Trottoir abgrenzten. Nur das Brausen ihrer Gärten gab ihr

Leben und hier und da die Helle eines Fensters, die zwischen dem kahlen Zweiggewirr der Vorgärten hindurchschimmerte.

Und wie er sich nun dem vertrauten Bereich seiner vier Pfähle näherte, stillte sich seine Stimmung, und seine Gedanken richteten sich auf Greta und die Kinder. In dem Verlangen, sie zu sehen, schritt er schärfer zu.

Guter Gott, er würde sich eine Cigarette anzünden, sich den Schaukelstuhl an das Feuer rücken und würde mit Greta ein Dämmerstündchen verplaudern. Was für eine Fülle von Glück und Behagen war in dieser Vorstellung! —

An einem der Gitter blieb er endlich stehen. Und in gestillter Stimmung ließ er seine Blicke, wie von einem Albdruck erwachend, über diese so gewohnten Eindrücke schweifen, als wäre es das erste Mal, daß er sie wahrnähme. Das Staket mit seinen massiven Eisenstäben und ihren vergoldeten Spitzen, die durch ein Ornament stilisierter Blumenranken miteinander verbunden sind. Das blitzblanke Messingschild neben der Thür. „Doktor Erhard Falke, praktischer Arzt“.

Und mit Stolz umfaßte sein Auge das stattliche Wohnhaus. Nach eigenem Geschmack hatte er

es bauen lassen; die stolze Front mit ihrem edlen, antiken Stil, mit einem Hochparterre und einem Stockwerk drüber. Das hohe Eingangsportal an der rechten Seite, imposant von den beiden ionischen Säulen flankiert. Ihre vornehme Schlankheit war der einzige Schmuck des schönen Gebäudes. Er liebte den antiken Stil von jeher. Er pflegte zu sagen, daß seine edelschlichte Größe ihn beruhige und innerlich rangiere. Das stille Blinken der hohen Spiegelscheiben mit den bleichen Stores dahinter verursachte ihm Wohlbehagen; und besonders der gedämpfte, rötliche Lichtschein in den beiden Fenstern am Ende der Front; von der Lampe, die im Hintergrund des Zimmers aufgestellt war. Sicher war es Greta, die mit einer Arbeit über einem Buche saß und ihn erwartete.

Mit einem herzhaften Druck öffnete er die Thür und trat, sie mit Absicht scharf ins Schloß werfend, damit sie drinnen seine Ankunft merke, in den Vorgarten.

Aber schon im Begriff, die Flügelthür des Portales zu öffnen, änderte er in der plötzlich erwachten Anwandlung eines Hausbesitzerstolzes, der ihn ein wenig belustigte, seine Absicht und schritt am Haus vorbei in den abendlichen Frieden des sauberen Hofes.

Über den blanken Asphalt schritt er hin, über den der Schein der großen Laterne hinzuckte, die an der Seitenfront des Gebäudes angebracht war, und näherte sich dem Stallgebäude. Er öffnete und betrat das Estrich. Auf ihren Strohschütten standen die beiden schlanken, spiegelglatten Füchse im Halblicht der Stalllaternen, schnaufend die kleinen nervösen Köpfe auf die Krippe gesenkt, mit dem langen Schweif wedelnd und mit den zierlichen, harten Hufen durch das Stroh hindurch auf das Estrich stampfend.

Verweilend, freute er sich an dem Anblick der schönen, wohlgepflegten Pferdeleiber. Friedrich saß in seiner bunten Weste auf der Haferkiste und rauchte seine Abendpfeife.

Dann betrat er durch den Hofeingang den Hausflur. Das elektrische Licht, das von dem stilisierten Blütenzweig aus bunter Bronze ausging, die weichen Läufer, die er, sich die Glacés von den Händen streifend, langsam hinaufstieg — all diesen warmen und komfortablen Eindrücken gab er sich hin; und mit einem aufatmenden Seufzer wich die wunderliche Mißstimmung der Spätnachmittagsstunde vorhin im Park. Dann blieb er noch einen Augenblick, die Hand auf der Klinke, vor dem Kinder=

zimmer stehen und horchte. Er hörte die gleichmäßige, bedächtige Stimme des kleinen Kurt, der aus seiner Fibel las. Ab und zu stockte der Vortrag mal, ein Wort verunglückte, und dann half Lina, das Hausmädchen, ein. Das kleine Brüderchen Fritz aber lud ein, die Eisenbahn zu besteigen, weil gleich der Zug nach Berlin abgehen sollte, und um seiner Einladung Nachdruck zu verschaffen, pfiff er auf seiner Trillerpfeife, daß die ganze Stube schallte. Ein geräuschvolles Gezänk folgte, weil Kurt nicht gestört sein wollte. Lina suchte zu beschwichtigen. Erhard trat ein, und die beiden blonden, kleinen Bengel und Kampfhähne stürzten auf ihn los, mit fröhlichem Geschrei ihn begrüßend.

Seine Stimmung war komplett, als er eine kleine Weile später zu Greta ins Zimmer trat.

* * *

Mit eingezogenen Knieen lag sie auf dem Sofa im Dämmerlicht der Tischlampe, einem wohlthuenden Licht durch einen grünseidenen Schirm hindurch. Ihr weißes Gesicht mit seinem aschblonden Haar ruhte auf einem lichtgrün und gelb gemusterten Seidenkissen.

Sie hielt Rast im Behagen der Schummerstunde.

Auf dem weichen Teppich unhörbar eingetreten, war er stehen geblieben, sich an ihrer Lage erfreuend.

Doch nun hatte sie seine Anwesenheit bemerkt und richtete sich langsam mit einem erschreckten Lächeln auf.

„Aber bitte, derangiere dich doch nicht!“

Er sagte es mit einiger Ungeduld. Es war ein so schöner Anblick gewesen, den sie ihm mit dieser Bewegung störte. Die festen, harmonischen Formen ihres Körpers mit seiner prächtigen Linie: von so schöner Anmut und dabei so stolz, so würdig und keusch. Ganz die fleißige Walterin des Hauses, die sich nach den Hausstandssorgen des Tages eine verdiente Rast gönnt. Und das gab der Anmut des Anblickes eine so intime Nüance.

Nur ein bißchen mehr Humor, aus solch einer notwendigen würdigen Bequemlichkeit auch zugleich einen Chic zu machen. Weshalb hatte sie sich in die Höhe gerichtet? Darin lag für sein Empfinden Prüderie. Er wünschte sie in dem Augenblicke in dieser Lage bleiben zu sehen. So müsse sie liegen und mit ihm plaudern.

„Weshalb derangierst du dich?“ sagte er, immer

noch verdrießlich, als er sich den Schaukelstuhl zu ihr hinrückte und sich niederließ. Sie legte sich wieder.

Zaudernd! — Jaja! Zaudernd! — So fühlte ers. Es war offenbar, daß sie sich ihrer Bequemlichkeit genierte. Als sie nun aber mit einem leichten Erröten, in den Augen noch eine Verlegenheit, seines Vorwurfs wegen, und doch auch wieder eine anmutig schelmische Gattenvertraulichkeit, ihn anblickte, da bog er sich zu ihr hin und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Stirn, gerade oben mitten auf den blonden Madonnenscheitel.

Und dann lag er, indes er sich von ihr berichten ließ, was sich während seiner Abwesenheit im Hause ereignet, sich leise wiegend im Stuhl und ließ, im köstlichen Feierabendgefühl, die Umgebung auf sich wirken.

Es war ein hohes, sehr geräumiges, quadratisches Zimmer — alle Zimmer im Hause waren hoch und geräumig — mit einer hellen, japanischen Tapete, die ein Muster von mattvioletten Chrysanthemen auf einem leis chamoisgelben Grund zeigte, zierliche Goldarabesken dazwischen, die hier und da mit einem diskreten Schimmer zur Wirkung kamen. Hohe Portierenthüren im antiken Geschmacke

führten auf den Korridor hinaus und in ein Nebengemach. Zierliche und doch solide Möbel füllten den Raum. Sie waren im Empire-Geschmack und hatten eine dunkelrotbraune Politur. Das Sofa und die Stühle waren mit Seide gepolstert, deren Muster gelbe Phantasieblumen auf einem lichtgrünen Grunde. Ein großer Teppich breitete sich über den Fußboden. Seine Zeichnung, ganz im Stil unsrer neueren Kunstindustrie, wie sie etwa die Eckmann, Orlik und Onasch ausgebildet, trat mit violetten, graugelben, weißlichgrauen und bräunlichen Halbfarben aus einem graublauen Grunde hervor.

Das Licht der Lampe hellte nur die Tischgegend. In dem hohen Trumeau aber an der Wand gegenüber spielte sein Abglanz mit einem huschenden Wiederschein der Gaslaternen draußen, der die langen Spitzengardinen, über die schwere, lachsfarbene Übervorhänge hingen, mit einem magischen Schimmer überhauchte; leise machte es die großen Blätter der Zimmerpalme erglänzen und haschte sich mit der Kaminglut auf dem Teppich, seine gedämpften Farbentöne in eine linde Helle bringend; und es machte die Politur der Möbel mit mattglänzenden Reflexen lebendig. Einige gute Ölbilder hingen an den Wänden. Portraits der

beiden Jungens und ein paar Landschaften im Stil des neuen Freilicht-Impressionismus.

Die Stimmen dieser Feierabendstimmung aber waren das unstäte Knattern und Brausen des Ofenfeuers, das sich mit seinem Rhythmus in das Windlied im Rauchfang verlor, und das diskrete Tacken der Pendüle mit seinem metallischen Vollton.

Aus solcher Stimmung heraus, mit tiefberuhigtem Flüsterton plaudernd, lag Erhard, den Kopf mit halbgeschlossenen Lidern weit zurückgelehnt, sanft sich wiegend, in einer lächelnden Verwunderung nur ganz diesem Geheimnis hingegeben, daß dies alles *ihre* Seele sei.

Es brachte sich geradezu zu einer Art von Sinnfälligkeit. Im Glanz der Möbel, in ihrer Anordnung, in dem leisen Schimmer über die Tapete hin, im stillen, magischen Weiß der Vorhänge, im Klang der Pendüle war es. Und es war ihre Schönheitslinie, es war der Duft ihres Körpers, es waren ihre Gesten und Bewegungen, der Klang ihrer Stimme, in mystischer Übertragung auf all diese Gegenstände, in das Spiel dieser Lichter und Schatten, in diese heimlichen Geräusche der Feierabendstunde.

Nichts ist alle Welt und alle Sinnfälligkeit

als Seele und Sympathie. Wer wollte die holde Mystik der hundert heimlich-intimen Eindrücke erklären, die ihm diese Umgebung mitteilte, und die sich mit der ihm so innig vertrauten schönen Gestalt verknüpften, die hier neben ihm ruhte, mit ihr verknüpft waren wie in einem geheimen Magnetismus! Und er fühlte dies alles mit einem sympathetischen Gattengefühl, in dem fromm alle Triebe und Regungen der Seele ruhten als im sicheren Frieden einer Heimat.

Er betrachtete Greta, ohne das Gesicht ihr direkt zuzuwenden, unter halbgeschlossenen Lidern hervor.

Sein Blick haftete auf ihrer reinen, bleichen Stirn, auf ihrem aschblonden Haar mit den freundlichen guten Augen darunter; klaren, klugen Augen von einem prächtigen tiefen Goldbraun in der gesunden Elfenbeinweiße des Gesichtes. Ein länglich rundes Gesicht, in dessen Wangenlinie die Würde ihrer zwiefachen Mutterschaft bereits einen reifen Hauch gebracht. Die edle Biegung der Nase über den gesunden, ein wenig geschwellten Lippen mit ihrem gutherzigen Lächeln, dem stillen Lächeln der Mutter und des befriedigten Weibes, mit ihrem Ausdruck von Bescheidenheit, Klugheit und Mutter-

witz. Das kräftige Kinnrund, in dem ein so anmutiger Ernst war. Und die üppige, runde Kehle, die mit einem reinen Schimmer aus der Spitzenkrause ihres schwarzen Kleides kam. Die stille Gehaltenheit ihres Wesens und ihres gesunden Leibes, um dessen prächtige Form sich die schwarze Seide schmiegte mit dem lebhafteren Glanz schwarzer Blumen auf einem matteren Grund.

So lag sie, mit hochgezogenen Knieen, die schönen Arme zusammengebogen und die weißen Gelenke und Hände in schelmisch-würdiger Bequemlichkeit flach aufeinander unter die Wange geschoben. Und es war ein so feiner Eindruck, wie sich der schwarze Seidenglanz ihres Kleides und der blasse Schimmer ihrer aschblonden Haarfülle abhob von dem lichtgrünen und hellgelben Untergrund des seidenglänzenden Sofapolsters.

Ein unsagbares Wohlbehagen gewährte es ihm, sie mit ihrer leisen, freundlich-ruhigen, etwas tiefen Stimme, die ein ganz klein wenig lispelte — er konnte in dies Lispeln geradezu verliebt sein — in bescheidener Zurückhaltung gegenüber der Meinung ihres Eheherrn, von den häuslichen Ereignissen des Tages berichten zu hören. Es war in dieser Gefügigkeit zugleich so viel Selbstbewußtsein und in

ihrem ganzen Wesen so etwas wie die Würde einer Mütterlichkeit, die wie eine feine, frauliche Überlegenheit war.

Dies irritierte ihn eigentlich.

Es brachte ihn mit einem Male auf die Idee, ihr eine Cigarette anzubieten.

Sie nahm sie, nicht ohne ein Zaudern, mit einem fragenden Lächeln, das ihn — was war ihm heute nur? — wieder ein wenig ungeduldig machte. Dann aber rauchte sie, bedächtig, mit krauser Miene, die Cigarette an dem Hölzchen an, das er ihr hinhielt.

Auch er bediente sich.

Dann begann er zu sprechen.

„Du hast gelesen? Laß sehen, was?"

Tristan und Isolde. Sie wollten doch morgen Abend in die Oper gehen. Und nun hatte sie gerade ein Stündchen Zeit gehabt, den Operntext zu studieren.

„Was meinst du dazu?"

„Zu der Oper? Nun ja. — Sie ist so romantisch. Ich höre sie gern."

Reizend, wie sie, verlegen, mit zwinkernden Lidern, dem kräuselnden Rauch nachblickte; mit einem Lächeln, das in launiger Selbstpersiflage um Nachsicht

zu bitten schien für eine so simple, ästhetische Meinungsäußerung. Denn das war nun eben nicht ihr Gebiet.

„Aber was für eine wundersame Gnade, von solchen Konflikten nichts zu wissen; nicht?“ sagte er, aus einem Nachdenken heraus. — Und dann langte er nach ihrer Hand, mit einem etwas unruhigen Blick ihr Auge suchend.

„Ich hatte heute Nachmittag, als ich im Park spazieren ging, auch so romantische Gedanken. Die Landschaft war so interessant, und der Fluß mit seinen Schollen und der Sturm im Park.“

Dies hatte er wieder ruhiger gesagt.

„Ja, und man geht nun hin und — genießt es, so tieftraurig und peinlich es eigentlich auch ist,“ sagte sie, nachdem sie beide eine Weile geschwiegen.

Wie wunderbar keusch sie ist! dachte er.

Sie war vorhin bei seinen Worten so schön errötet.

Aber aus welchem Grunde beachtete und fühlte er denn nur fortwährend so ihr Wesen?

Er wurde wieder nervöse.

„Ja, warum?“ machte er zerstreut. „Nun wohl aus der pp. ‚heiligen Scheu‘. Vielleicht ist es eine Art von Frömmigkeit. Alle Frömmigkeit

ist Respekt vor dem dunklen Problem und dem — warnenden Beispiel."

„Jaja! Wenn man nur den ästethischen Genuß hätte, das wäre frivol."

Sie sagte das so naiv, aus einer natürlich-primitiven Klugheit heraus.

„Wenn man sich nun aber vorstellt, wie's in der Wirklichkeit vor sich gehen könnte, dann wäre es doch wohl pathologisch. Meinst du nicht?" fuhr sie fort.

„Du meinst — pathologisch?" machte er, ein bißchen hastig, aus allerlei Nebengedanken heraus, die ihm das Thema wieder angeregt hatte.

„Ja?"

„Jaja! Gewiß! — Mag schon sein! — Indessen, was heißt eigentlich — pathologisch. Wir haben uns gewöhnt, alles unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung zu begreifen. Eine Lebensform entwickelt sich aus der anderen, und die Übergänge sind schmerzvoll, bedeuten den Krampf des werdenden Schmetterlings in der Puppe. Das Normale und Gesunde: es fragt sich, auf wessen Kosten es ‚normal' und ‚gesund' ist; und ob es nicht auch seinerseits einst Verbrechen, Krankheit und Entwicklungskrampf unbestimmter, schwankender, irri-

tierter Triebe war. Und daher denn vielleicht auch die fromme Andacht, die ‚heilige Scheu‘, die wir der Tragödie gegenüber empfinden, die pietätsvoll solche außergewöhnlichen und anormalen Vorfälle aufmerkt. Und — die Empfindung, daß alle jene Entwicklungskrämpfe als dunkle Untergrundgewalten selbst in den normalsten und rangiertesten Zuständen latent sind. Denke, Schatz! daß auch wir, w i r! kannst du dir vorstellen? im Grunde so eine Art Tristan und Isolde wären?“

Er lachte.

Greta schwieg.

Und da überkam ihn plötzlich wieder die seltsame, eisig erschreckende und so befremdliche Empfindung, daß Greta im Grunde ihm fremd sei; dies Gefühl, das ja geradezu wie ein momentaner Irrsinn war? Und ebenso unvermutet tauchte ihm wieder eine Erinnerung auf.

Greta war nicht seine erste Liebe gewesen; oder wenn, so doch nie recht eigentlich seine — Leidenschaft. Nicht die Leidenschaft, die die dämonische Grundenergie untergründiger physiologischer Verknüpfungen, chemischer Polaritätserscheinungen bedeutet, die sexueller Zwang ist.

Ein solches Erlebnis aber hatte er hinter sich.

Und ob er es schon überwunden, ob er es auch gerade Greta erst zu verdanken gehabt, daß er von jener Qualwonne Erlösung gefunden: noch heute wurde er wohl ab und zu mit einem dunklen Überbleibsel aus jener Zeit gequält. Es waren schwarze Augen unter dichten, dunklen Brauen, Augen in unregelmäßigen Gesichtern, die etwas Männliches hatten; Augen, bei denen sich das Weiße des Apfels mit einem feinen Bogen unter der dunklen Pupille hinzieht. Noch heute konnten sie ihn aus dem Gleichgewicht bringen und waren im stande, Nervenzustände und Empfindungen in ihm auszulösen, die an die Zustände des doppelten Bewußtseins grenzen konnten.

Es war eigentlich nur so ein Studentenerlebnis gewesen. Eine simple kleine Schauspielerin von einem Berliner Vorstadttheater; ein Wesen weit unter seiner Intelligenz. Vielleicht würde es sein Ruin gewesen sein, hätten damals nicht, freilich mehr äußere Umstände als die gesunde Energie seines Verstandes, ihn von ihr fortgedrängt.

Und plötzlich war es ihm wie eine seltsame unmittelbare Klarheit, daß seine unruhige Stimmung heut Nachmittag im Park mit alledem im letzten Grunde zu thun hatte.

Mit einem förmlichen Zusammenzucken riß er sich vom Stuhl in die Höhe.

„Was ist dir?“ fragte Greta in besorgter, aber gefaßter Teilnahme.

„Ach, nichts eigentlich! — Gar nichts!“

Langsam, hier und da verweilend, schlenderte er durchs Zimmer.

„Ich bin vielleicht etwas angestrengt von der Winterpraxis. Werde wohl mal ein paar Wochen ausspannen müssen. Bin ein bißchen nervöse. Jeder Gedanke haftet und wühlt gleich so. Nervosität eben! Sonst nichts!“

Aber sie sollte ihn entschuldigen. Er wolle ins Arbeitszimmer gehen. Er habe da wieder so eine appetitliche Bazillenzucht, die er vor dem Abendessen noch kontrollieren müsse.

„Willst du mir nicht noch ein wenig Gesellschaft leisten?“ bat sie besorgt.

Aber er küßte sie nur, ohne zu antworten, auf die Stirn und ging . . .

---

## III.

Im Arbeitszimmer angekommen, drückte er auf den kleinen Porzellanknopf neben der Thür und entfachte das elektrische Licht.

In dem großen Raum entstand eine gleichmäßige Helle.

Er war durch eine breite, von einem verschiebbaren Vorhang verdeckte, thürlose Öffnung in Verbindung mit dem Konsultationszimmer, in dem sich auch einige für zu vollziehende Operationen nötige Apparate befanden.

Das Arbeitszimmer war des Doktors Allerheiligstes, ausschließlich den Privatstudien geweiht, denen er sich in der Zeit, die ihm seine Praxis freiließ, hingab. Denn nie hatte seinem spekulativen Sinn und seiner Neigung zu selbständigem, philosophischem Nachdenken die Praxis allein genügt. So gewissenhaft und mit so glücklicher Leichtigkeit und natürlichem Genie er ihr auch gerecht wurde: sie war ihm weniger Selbstzweck als eine Gelegenheit, ihre Erfahrungen seinen Privatstudien zu Gute kommen zu lassen.

Von den Hausgenossen kam fast niemand in den Raum als ein altes Faktotum des Doktors,

das hinreichend Geschick und auch einige wissenschaftliche Erfahrung besaß, all die vielen wunderlichen und mysteriösen Gegenstände zu säubern und in Ordnung zu halten, mit denen er angefüllt war. Denn mit all seinen schrecklichen Spirituskruken und Präparaten glich er eher einer Folterkammer als einem Raum, in dem ein menschliches Wesen sich wohl fühlen konnte.

Das Spezialgebiet des Doktors war die Bakteriologie; und im besonderen war es die Tuberkulose, die durch ihre bisherige Unheilbarkeit seinen wissenschaftlichen Eifer reizte.

Er trat zu dem großen Arbeitstisch, der die Mitte des Zimmers einnahm und beugte sich, nachdem er die Mikroskopierlampe angezündet, über das Objektiv.

Eine Weile betrachtete er alle die unzähligen, winzig-kleinen wunderlichen Stäbchen mit ihren Sporen, deren jedes in seiner natürlichen Größe nicht mehr als das Zehntausendstel eines Millimeters mißt. Doch mit einem Male glaubte er die verdrießliche Wahrnehmung zu machen, daß das Präparat nicht genüge. Er wandte sich von dem Objektiv weg, betupfte ein anderes der Glasstäbchen, die mit getrockneten Präparaten

versehen bereit lagen, und brachte es unter das Objektiv.

Doch er blieb in dieser wunderlichen Zerstreutheit, und sie lenkte seine wissenschaftliche Aufmerksamkeit in allgemeinere philosophische Gedankengänge hinein, die nicht ohne eine unruhige Grübelei waren.

Die triviale Vorstellung kam ihm, die so abgegriffene Weisheit, die pessimistische Dichter wer weiß wie viele Male gereimt und ungereimt variiert hatten: wie in der Welt eine Bakterie die andere frißt. Und da diese Vorstellung sich gerade, wie er in das Objektiv blickte, durch den Träger einer so furchtbaren und widerwärtigen Krankheit illustrierte, gelangte er in seiner momentanen, wunderlichen Gereiztheit, halb unwillkürlich darauf bedacht, sich von der Vorstellung zu befreien, zu einer Rechtfertigung selbst dieser so widerwärtigen, winzigen, kosmischen Gefräßigkeit, einer Rechtfertigung, die mit ihrem monistischen Grundton dann sein Nachdenken lebhafter in Anspruch nahm und zugleich auch wieder verwirrte. Wie wunderlich, wenn selbst das in irgend einer Hinsicht zu rechtfertigen war, sich dann Optimismus und Pessimismus ethischer oder welcher Art auch immer, in dieselbe Einheit zusammenschlossen, in dieselbe Vorstellung

desselben einen und einzigen ineinandergleitenden Bewegungszirkels, die logisch eigentlich der letzte Blick und die letzte Enthüllung der Wissenschaft war, der gegenüber ihre Aktivität geradezu hypnotisch erstarrte. — Die Vibrationen dieser Tierchen, die so unsagbar winzig sind und die doch ein großes organisches Gebilde mit wilden Schauern durchschüttern! — Vielleicht, dachte er weiter, sind alle Revolutionen und Bewegungsvorgänge der Weltmaterie, so übermaßen ungeheuer sie sein mögen, nichts als die Resultate irgend einer einzigen unscheinbarsten, höchst individuellen Grundenergie!

Aber zum Teufel! was war ihm denn nur eigentlich!! Halb wütend, halb erschrocken raffte er sich von seinem Objektiv da, das ihm mit all seinen Geheimnissen mit einem Mal so dumm vorkam, auf und rannte im Zimmer umher.

Er war kein Schwächling, der sich von seinen Stimmungen unterkriegen läßt und ihr Sklave ist.

Was war dies nur!! — Und plötzlich, noch eh' er Zeit fand, durch eine Analyse seiner Grille Herr zu werden, konstatierte er ein seltsam nervöses Vibrieren, und eine sonderbare Aufmerksamkeit, die wie das Lauschen und die Erwartung eines zweiten Bewußtseins war; ein Lauschen und eine

Erwartung, die sich auf irgend ein kommendes Ereignis richtete, das von tiefster Bedeutung sein mußte.

In diesem Zustand blieb er plötzlich mitten im Zimmer stehen und horchte; und für einen Augenblick hatte er deutlich die Gehörsillusion, als ob jemand in seiner Nähe stöhne; so recht tief und schmerzlich. Und so rufend. —

Da atmete er auf. Der Anfall löste sich in eine erwartende Spannung, in der Wohlgefühl und Befreiung war.

Jemand kam draußen durch den Korridor und näherte sich der Thür.

Im nächsten Augenblicke klopfte es.

Es war Lina, die meldete, daß der Herr Doktor noch dringend zu einer Schwerkranken gebeten werde. Es handle sich um Diphtherie.

Hastig nahm ihr Erhard eine Visitkarte ab, die sie ihm entgegenhielt, riß sie ihr fast aus der Hand und trat damit zum Licht. Und hastig und mit einer unerklärlichen Begier las er.

In diesem Augenblicke kam er zu sich.

Mein Gott! Was denn nur! — Irgend so ein Name. Nun ja!

An der Thür stand noch das Mädchen, einen Bescheid erwartend.

Also ja. Er werde kommen. — Sofort. — Und dann las er noch einmal.

Ilona Urak, Gesangs- und Klavierlehrerin. Akazienstraße 27. Gartenhaus. 2. Treppe, links . . .

---

## IV.

Die Hand am Cylinder eilte er durch die Parkvorstadt.

Zwischen zerrissenem Gewölk, milchweißen eilenden Wolkenfetzen, die leisgelbe Ränder hatten, war mondblauer Himmel. Ein paar Sternchen blinkten. Der Sturm hellte sich auf. Ein leichter Wind erfrischte; und die Mondlichter hatten mit ihren vielen heimlichen Bewegungen an den Häusern hin, auf dem Straßenpflaster, über die Stämme und Kronen der alten Bäume hin, ihr magisches Spiel. Jede Straße war hier eine Allee schöner alter Bäume.

In tiefer, stiller Einsamkeit lag die Gegend. Selten begegnete ihm jemand. Selten fuhr eine Droschke vorüber oder sonst ein Fahrzeug, das bald

vorbei war und sich mit seinem Rattern fern in der Straße und den frischen Geräuschen des Windes verlor.

Er bog in die Akazienstraße ein.

Es waren prächtige alte Bäume, welche die Trottoirs flankierten. Sie hatten sehr hohe, dicke Stämme, die dennoch in edler Schlankheit ragten wie griechische Säulen. Ihre graue und rissige Rinde war von langen Lichtflecken und Reflexen umspielt durch die flackernden Gaslaternen. Bläulich-bleich webte sich der Mondglast hinein, der dann oben in der Wirrnis der sausenden Kronen durch tausend und tausend flimmernde Zweige und Reis-lein brach und sie in seine stille bleiche Flut tauchte. Bis gegen die dritten Stockwerke ragten sie hinauf. Die helleren Farben der Façaden hauchten das Licht des Mondes und der Laternen wieder, mit einem ruhigen traumhaften Schimmer, in den hinein eine dunkle groteske Schattenjagd war von den wind-gebogenen, schwankenden Bewegungen der Baum-kronen.

Die flatternden Lüfte trugen eine laue Feuchte, die wie ein köstlicher Frühlingsduft war, der einem die Lungen weitete und das Herz hellte mit Ein-drücken des erwachenden Lenzes; in der es war wie der Hauch und der holde Ruch junger Frühlings-

blumen, wie der Ruch frischen Grases und feuchter brauner Ackerschollen; und in der es war wie Gesang von Drosseln und Staren und das Jauchzen von Lerchen, die in die sonnige Bläue enthüllter Himmelsweiten steigen; eine blasse Bläue, gemildert von dem Hauch milchiger Feuchte, die nährend und zellendehnend die junge Werdewelt durchdringt; und wie eine Ahnung war es lichtblauer, lockender Horizontfernen.

Es machte ihm das Blut rauschen und die Augen hell, und die Unruhe, die ihn den ganzen Abend gehabt, ward ein Wonnegefühl von so pressender Fülle, daß es ihm einen Seufzer entriß, über den er sich zugleich ein wenig belustigte. Wohl gar die liebe, verliebte Thorheit des Frühlinges, die sich da regte. — In ihrer Unwillkürlichkeit war so ein prächtiger Humor. Doch es ist ein so unsagbares Glück, so in allen Adern, Nerven und Muskeln zu spüren, wie man noch jung und liebekräftig ist.

Ein Mädel strich an ihm vorüber; wohl irgend eine Bedienstete aus einer der Villen; schlank, von einem herzhaften Wuchs, mit nackten, runden Armen und hellen Augen, mit breiten Hüften und hoher Brust: und wie er sie im Vorübergehen mit den

Augen erfaßte, spürte er es wie Sinnlichkeit. Er lachte. Die liebe blinde Anarchie des Triebes! ...

Das Jagen des milchweißen Gewölkes in den hellen Mondhöhen; der gleißende Mondbogen in seiner fröhlichen und doch träumerischen Eile, der all den wunderlichen Wolkengebilden, die wie stürmische Umarmungen waren eines jauchzenden, phantastischen Korybantenzuges, blendende Silberränder gab; der jetzt mitten in eine Cirrusschicht geriet und hellbernsteingelbe, lichtfeegrüne und lilafarbene Farbenspiele in ihr weckte, daß es sich ausnahm wie himmlische Crocusbeete, dies überaus frische, erhellte Blau mit seiner unendlichen Tiefe und seinen blinkenden Sternchen: das alles war die fröhliche und unbekümmerte Energie dieses Triebes. Und Märchenwelten halb lauschender, halb gestillter, wonnig ruhender Sehnsucht hauchten sich in das blinkende Gewirr der hohen Kronen, die sich in den Glast der Höhen hineinwoben und in ihm verrannen wie in den Akkord einer seligen Sphärenmelodie aus Glanz und Farbe.

Plötzlich ertappte er sich über einer Vision der italienischen Alpen. Es mußte von den Akazien kommen. In Hainen sah er sie an den sonnigen Berghängen ragen, mit ihrem zierlichen hellen Feder-

laub zwischen dem dunkleren Blaugrün und den weichen Formen der Kastanienwälder. Und mit einem Male löste sich ihm wie aus mystischen Lautenklängen, Tamburinlaut und Schellengekicher der Name Ilona.

Er lachte. — Und freute sich doch, daß die alte poetische Ader seiner Jugend noch immer schlug; trotz aller unappetitlichen Wissenschaft von Krankheitsbazillen, Bakterien und allen Erfahrungen seiner ärztlichen Praxis.

Ilona! —

Aber Musiklehrerin; und also jedenfalls doch wohl so eine vertrocknete, gouvernantenhafte, alternde Jungfer mit einem Kneifer auf der spitzen Nase.

Doch gleich wurde er wieder ernst. Wenige Erwachsene überstehen stärkere Anfälle von Diphtherie.

Diese Erwägung brachte ihn mit einem Male wieder in eine sonderbare, treibende Unruhe.

Was und was ihm nur war! . . .

Dann stand er endlich vor dem Haus.

Es war ein großes, vierstöckiges Mietshaus in dem anspruchsvollen Stil, in dem neuerdings gebaut wird, und der mit all seinen Gipsornamenten, Arabesken und Figuren, mit seinem clichéhaften Durcheinander aller erdenkbaren alten und neuen

Stilarten so unecht und plebejisch ist. Ein so schludriger Komfort auf Abbruch! Ein Produkt der Hast unserer Zeitläufte. —

Durch die Talmipracht eines hohen Portales schritt er auf zehn Stufen zum Hausflur hinauf. Er prunkte mit vergoldetem Stuck und den anspruchsvollen, aber schlechten Wandgemälden, wie sie jetzt in übler Mode sind. — In lichtseegrünen Ampeln flackerten ein paar Gasflammen. Ein von gelben Messingstangen gehaltener, bunter Läufer bedeckte schmal marmorierte Steinstufen und zog sich über den Fußboden des Flures und eine breite Wendeltreppe hinauf, die zu den Stockwerken führte.

Er durchschritt den Flur und trat durch eine niedrige Hinterthür auf einen großen Hof mit Gartenanlagen. Rundteile gab es mit einem gilblichen Rasen und den braunen Gerippen von Buschwerk und einem Dutzend halbwüchsiger Bäume. Alles noch so neu und nüchtern, so homöopathisch und schablonenhaft zugemessen. Zwischen den Büschen stand eine bronzene Flora. Um die mit einem Drahtgitter umzogenen Gartenanlagen dehnte sich grauer Asphalt. Das blasse Mondlicht und der Flackerschein einer einsamen Gaslaterne lag darauf und auf den nüchternen, hellgetünchten Mauern

der Hof= und Gartengebäude mit ihren vielen Fenstern. Einige waren noch dunkel; die meisten hell von einem safrangelben Lichtschein.

Einen sehr nüchternen, von trübem Gaslicht erhellten Treppenflur stieg er dann hinauf bis zum zweiten Stockwerk.

Über einem gelblackierten Briefkasten fand er an der Thür zur Linken ein ovales Porzellanschild mit der Aufschrift: Ilona Urak, Gesangs= und Klavierlehrerin.

Er zog an einem dicken, runden Messingknauf.

Zwei kurze, lautschallende, metallische Stöße wurden laut, so stark, daß sie das Faserwerk des Thürpfostens erdröhnen machten.

Nach einer Weile ging drinnen eine Thür. Eilige Schritte kamen heran.

Ein kleiner Korridor öffnete sich. Er war dumpf und schmal, trüb nur erhellt von einem Pfennigslämpchen, das auf dem Konsol eines schmalen Spiegels stand.

In der Flurthür zeigte sich ein halbwüchsiges Mädchen in einem ärmlichen Kattunkleidchen; eine magere Vierzehnjährige, so schüchtern und verängstet, daß sie kaum zu sprechen wagte.

Schnell trat Erhard ein; die Kleine führte ihn

in den Hintergrund des Korridors, wo aus einer offnen Thür zur Rechten ein Lichtschein drang.

An dem Mädchen vorbei trat Erhard in ein großes Zimmer ein, das eine lichte Tapete hatte. Seine Einrichtung zeigte Charakter. Über einen großen persischen Teppich schritt er; und überall waren Teppiche und Decken in diesem Geschmacke, der etwas Warmes und Apartes hatte. Ein paar japanische Seidenshawls hingen an den Wänden. Zwischen ihnen einige gute Ölbilder, Amateurphotographieen und Reproduktionen neuerer Kunstwerke des symbolistischen Impressionismus; wunderliche und bizarre Sachen. Möbel waren wenige vorhanden. Neben einem dunkelbraunen Piano und einer Chaiselongue nur die nötigsten. Ein leiser Ruch von Heliotropparfüm war in dem Raum, den eine verhangene Hängelampe in eine matte Helle brachte.

Im Hintergrund stand eine Thür offen, in der jetzt eine dicke, kleine Frau mit glattem, nußbraunem Haar und einem erschrockenen Eulengesicht erschien. Sie trippelte auf ihn zu, und ihr kleiner roter Mund kam in eine allerliebste, flüsternde Geschwätzigkeit, mit der sie Erhard über den Fall orientierte.

Es erwies sich, daß sie Frau Fröhlich hieß und die Flurnachbarin war. Zur ersten Pflege war sie herbeigeeilt, weil das Mädchen, das ihm geöffnet, zu dumm und zu konsterniert wäre. Die Frau Fröhlich berichtete das alles mit einem wichtigen Flüstern in dem Messingsch, dem Mitteljargon zwischen Platt und Hochdeutsch, den die kleinen Leute in der Stadt redeten. Ein braun- und schwarzgestreiftes, billiges Lamakleid umpreßte ihren kugelrunden kleinen Körper, und sie hatte eine Küchenschürze vorgebunden aus dunkelblauem Kattun, das über und über mit weißen Pünktchen übersät war.

Sie war sehr in Rage, wie sie hinüber- und herübergeeilt, von den Kartoffelpuffern, die sie ihrem Manne zum Abend bereitete, zu „Fräulein Lona“ und von Fräulein Lona zu den Kartoffelpuffern. Vor Mitleid, Eifer, Neugier und Genugthuung, wichtige und gewissermaßen unentbehrliche Person zu sein, war ihr hübsches Eulengesicht ganz rot, und ihr umfänglicher Busen trieb eine allerliebste kleine rote Schleife auf und nieder wie eine Welle eine Wollflocke.

Es war also eine bedenkliche Geschichte. Erstens Diphtheritis; und dann konnte es vielleicht wer weiß wie lange dauern, eh' Fräulein Lona wieder gesund

würde und Unterricht geben konnte; und sie lebte nicht gerade in besonders auskömmlichen Verhältnissen.

Erhard schritt an dem Frauchen vorbei und trat in das Kabinett, in dem „Fräulein Lona" lag.

---

## V.

Er tauchte in ein rotes Ampellicht, und seine Sinne erstarrten in einem jähen Erschrecken vor dem unerwartetsten Anblick.

Vor ihm, an der Wand, in den weißen Kissen eines breiten Bettes, erhob sich langsam ein dunkles Gesicht und blickte ihn an mit großen, schwarzen Augen. Und er starrte und haftete an diesem Gesicht und diesen Augen.

Tiefschwarze Augen waren es unter dichten und scharfgezeichneten, breitgezogenen Brauen in einem bronzedunklen Gesicht; einem Gesicht mit slavisch breiten Backenknochen, einer kräftigen geraden Nase und einem charaktervollen, etwas großen Mund

über einem sehr kräftigen Kinn. Die wirre Flut halblangen, blauschwarzen Haares umdunkelte dies Gesicht. Und — vor allem! die Augen waren es! Die Augen, die ihm vorhin in der Dunkelstunde bei Greta so seltsam unvermittelt mit der Deutlichkeit einer Vision in Erinnerung gekommen. Jene Pupillen, schwarz wie eine überreife Süßkirsche, mit dem feinen Halbbogen des weißen Apfels darunter; wie die Augen eines Neufundländerhundes sind. Die seltsam saugenden, bannenden Augen, die ihn erzittern machten wie einen verliebten Knaben in der Pubertät.

Sie! — Nur das fühlte er. — Sie! — Nur diese Empfindung eines unbestimmten Schicksals gleichsam, das unentrinnbar ist.

Eine andere, aber — sie! — Sie, die auch nicht jene gewesen war, der er damals in seinen grünen Jahren in so heißer Leidenschaft verbunden gewesen. Aber sie! — Sie! Alles lag in diesem Wort und in dieser Empfindung. Alles und Unsagbares. Eine ganze mächtige Fülle von Inhalt und Schicksal! —

In Groll, wohl gar in Haß, hat man sich von einer Person getrennt, die einem so innig verbunden war, so innig, daß ihr Wesen ein Teil der eigenen

Seele. Ob man ihr, ob sie einem ein bitteres Unrecht angethan, ob man sie mit allen Gluten und Mächten der Seele liebte, oder ob man sie haßte bis auf den Tod — dunkel wirren sich vielleicht diese beiden Empfindungen ineinander — sie ist ein Teil unser selbst; so wenig wie uns können wir ihr jemals entrinnen. Nie hat man diese Trennung überwunden, ob sie einem einen letzten Austrag von Haß oder von Liebe verschlug. Nie hat man sie überwunden, obschon man sich glaubte beruhigt zu haben. Und plötzlich tritt sie einem entgegen: jäh, unerwartet, die man mit aller Macht seiner unbewußten Seelenkräfte vielleicht seit Jahren entbehrt, gesucht, ersehnt; tritt einem entgegen, wie durch diese Sehnsucht mit der magischen Allmacht eines unterbewußten Willenszwanges plötzlich herbeibeschworen. Haß, Liebe, Verzeihung, Glück, Furcht stürmen so wundersam erschütternd und erlösend durcheinander, wie man ihr gegenüber steht; und doch ist alles die eine herzklopfende, stürmische Befriedigung, die eine und gleiche unsäglich reiche Lebensfülle, die mit ihrem Überschwang wohl töten möchte . . .

Ein Gefühl hatte er, als sinke alle Umgebung und alles Vergangene und Gegenwärtige in den-

selben Abgrund um dies eine Rätsel herum; und es war ihm, als rausche ihm plötzlich ein neues Blut durch den Leib und erwecke wundersam in seinem Hirn das Bewußtsein einer reicheren Wirklichkeit als die, in der er all die Jahre gelebt, einer Wirklichkeit, in der er mit einem dunklen Bewußtsein jenes Leben gelebt, das zu leben einzig sich lohnt.

Da hörte er wie aus Fernen ihre Stimme; eine leise, heisere, mühsame Stimme mit einem fremdartigen Accent. Sie bot ihm da ja wohl die Tageszeit; begrüßte ihn.

Und da kam es ihm zum Bewußtsein, daß sie ja krank sei, totkrank wohl gar. — Und sogleich trieb eine wahnsinnige Angst in ihm auf um ihr Leben; eine rätselhafte, fiebernde Angst. Wäre er seinem ersten Instinkt gefolgt, so würde er zu ihr hingestürzt sein wie ein Verwirrter. Doch die gleiche Gewalt des heiligen Triebes, dessen Vollkraft ihr Anblick in ihm erweckt, bändigte den trüberen Aufruhr seiner Sinne zu einer gefaßten Ruhe und einer unsagbar konzentrierten Willensenergie. Und im nächsten Moment schritt er nach einer höflichen Verbeugung zu ihr hin an das Bett. Nur fühlte er, wie er sehr bleich war und wie aller Aufruhr

seiner Seele zu einer feinen Kühle ward, die sich über sein Gesicht breitete. Diskret knarrten die Sohlen seiner Lackstiefel über den weichen Teppich, in einem gemessenen, eleganten Takt. Die Hand hatte er um den Rand des Cylinders gepreßt, den er leicht gegen sein Oberbein drückte. So trat er zu ihr hin. Er setzte den Cylinder auf den Sessel neben dem Bett, sorgsam und höflich. Und sorgsam und höflich erkundigte er sich mit ruhigen Worten, aber zwischen gepreßten Zähnen durch, während er sich die Handschuhe abstreifte, nach ihrem Zustand.

Mit all seinem Willen und aller Kraft dieser wunderlichen bangenden Sorge musterte er sie, die Symptome und das Stadium der Krankheit gleichsam bereits aus ihrem Gesicht herauszulesen.

Fieberröte überflammte es. Ihre Augen glühten. Ihr Atem jagte; und eine dumpfe, schwere Wärme ging von ihr aus, die er aufnahm mit allen Fibern in einer seltsamen Besorgnis und einer unwillkürlichen Wonne.

Ihre Arme! — Arme, die matt lang über eine braunseidene Steppdecke lagen, und die das Ampellicht mit einem hellen und sehr reinen Kupferrot bedeckte, das sich ausnahm wie ein von innen herausschimmerndes Licht.

Mit einer plötzlichen, aber gefaßten Bewegung wandte er sich gegen das halbwüchsige Mädchen, das am Thürpfosten lehnte und mit ehrerbietig-verschüchterten Augen herüberblickte.

Er bat eine Lampe zu bringen, weil der müde Schimmer der Ampel zur Untersuchung nicht genügte. Und dann zog er, während das Mädchen schnell sich entfernte, um Ilonas Anblick zu vermeiden, halbabgewandt, das Etui mit den Instrumenten aus dem Überrock. Zu der Kranken ruhige Worte redend, mit einer konzentrierten tiefen Stimme, von der er fühlte, daß sie ihr suggestiv sein müßte.

Er legte das Etui auf dem Tischchen zurecht; das Mädchen kam mit der Lampe, und all seinen Willen zusammennehmend, beugte er sich über sie, ihren Zustand festzustellen.

Ein kühler Schweiß stand ihm in diesem Augenblick auf der Stirn, und in seinen Händen war ein leises Beben.

Er erkannte, daß Schlimmstes noch nicht zu befürchten. Er traf seine Anordnungen, und dann sank er in den Sessel nieder, an ihrem Anblick haftend und mit leiser Stimme beruhigende und tröstende Worte zu ihr redend.

Er hatte das halbwüchsige Mädchen mit dem

Rezept nach der Apotheke geschickt. Frau Fröhlich war wieder drüben, und so war er mit Ilona allein, die in einem halben Schlummer lag.

Er hatte versprochen, bei ihr zu sein, bis das Mädchen aus der Apotheke zurück wäre.

Mit einer gefaßteren Stimmung betrachtete er sie jetzt.

Mit hintüber gebogenem Kopf lag sie in den Kissen, die das Licht mit einem linden Rosa bedeckte, während es auf die braunseidene Steppdecke leise, bronzene Reflexe legte.

Noch immer lag ihr nackter Arm mit seinem gleichsam von innen herausleuchtenden Kupferrot über die braune Decke hin.

Vornehmlich aber war es eine seltsame, leise Magerkeit ihres Körpers, die ihn anzog und fast irritierte.

Durch eine unbewußte, fieberische Bewegung hatte sie den Saum der Decke herabgezupft. Ihr Brustkasten, von dem Ampellicht in ein magisches Rot gebracht, war breit und fleischig; aber die Art, wie die Schlüsselbeine sich durch die Haut markierten, brachte Erhard in eine wunderliche Unruhe. Wie ein Wort war es, ein heimliches Seelenwort, das vordem zu irgend einer Zeit schon einmal zu

ihm gesprochen. — Und dies Wort war auch in der Form ihres Halses. Auch er zeigte diese leise Magerkeit, in der doch Kraft war, Charakter, Rasse, oder wie man sagen wollte. In der Art, wie die Sehnen sich leicht hervorhoben, wie die Muskeln gingen, kräftig und doch mit jugendlicher Anmut, sprachen sich so wundersam tiefe Worte aus von Leid und Leidenschaft, von Kraft und Sehnsucht.

Und ihr Gesicht! — Noch war die Süße der Jugend in dem Hauch, wie die kurze Stirn aus dem wirren Blauschwarz der Haare hervorkam mit einem dunklen Bernsteinton; und sie war in der Linie der Wangen, die etwas Naives und Neckisches hatte, etwas wie eine süße, intelligente Unschuld. Und doch war da, in den beiden leisen Linien um den übermütigen Trotz des breiten Mundes herum und um die scharfe Zeichnung des Kinnes, in dem Zornfältchen zwischen den Brauen, in dem Spiel der Nasenflügel eine reife und ein wenig schmerzliche Klugheit, die ihn wunderlich reizte.

Da führte sie plötzlich mit der rechten Hand eine sehr lebendige unbewußte Geste aus. Etwa von der Art, wie man einem Dienstboten eine Anweisung giebt, oder wie man ein störrisches Kind zu sich ruft. Eine herrische, befehlende Geste, so markant und so

energisch und dabei doch so unveräußerlich weiblich, daß er lächeln mußte . . .

Nie wieder vergaß er diese Geste und den tiefen brennenden Eindruck, den sie auf ihn geübt . . .

* * *

Als Erhard dann durch die vordere Hausthür wieder auf die Straße trat, wurde er von einem jungen Menschen, der aus der Thürnische eines Nachbarhauses auftauchte, wenn auch in der ehrerbietigsten Weise, fast überfallen und in Verhör genommen.

„Habe ich die Ehre, Herrn Doktor Falke zu sprechen?“

Höflich hatte der junge Mann sein Filzhütchen gezogen. Seine Stimme zitterte vor Befangenheit und Erregung. Er war schlank und machte eine gute Figur. Er war sehr elegant gekleidet. Aschblondes Kraushaar hatte er und ein keimendes, lichtblondes Bärtchen; am Kinn den ersten Flaum. Gesund und rotbraun war die Farbe seines Gesichtes. Nur schien in seinen großen Augen eine sonderbare, ekstatische Besessenheit zu leben; und etwas von ihr war auch in seinen gymnasiastenhaft linkischen Gesten.

Erhard bestätigte, erstaunt und ein wenig belustigt.

„Darf ich mir erlauben zu fragen, ob Sie bei Fräulein Urak waren?"

Fast bittend, sehr bescheiden hatte er gesprochen, aber mit einem so starken Ausdruck gespannter, fast verzweifelter Erwartung, daß es Erhard interessierte, obgleich er sich auch wieder aus einem unbekannten Grunde unangenehm berührt fühlte.

Ja, er wäre bei Fräulein Urak gewesen.

O, er solle entschuldigen, aber — der Jüngling fing an zu stammeln, senkte die Augen und redete einiges hin, aus dem Erhard nicht recht gescheit wurde.

Demnach hieß er Edmund Steffens und sollte Fräulein Urak wohl mit ihm verwandt sein und dergleichen mehr. Doch mehr als verwandtschaftlich und sehr verräterisch war die Leidenschaftlichkeit, mit der er sich nun nach Fräulein Uraks Zustand erkundigte.

So sehr ihm Ilonas Zustand selbst am Herzen lag, Erhard mußte doch über den feuerroten Jüngling mit den tapferen Blicken lächeln. Er tröstete ihn. — Fräulein Urak leide zwar an einem Diphtherie-Anfall, und diese Krankheit sei bei einem Erwachsenen

bedenklich. Doch sei er zur rechten Zeit gerufen, die Kranke habe eine ausnehmend kräftige Natur, und es sei alle Hoffnung, daß sie den Anfall gut und in kurzer Zeit bestehen werde.

Der junge Mann machte sogleich Kehrt und rannte mit irgend einem Grunzen und in einer unbeholfen eiligen Art sein Hütchen ziehend in den Abend hinein, bis er in der nächsten Seitenstraße verschwand.

Als Erhard seinen Weg fortsetzte, fühlte er sich mit einem Male von dem übermächtigen und seltsamen Eindruck, den Ilona auf ihn gemacht, ernüchtert. Ja, es war ihm, nach der sonderbaren Begegnung mit dem jungen Manne, sogar ein wenig flau. — Offenbar war der Jüngling in Ilona verliebt. — Was für eine alberne Begegnung. — Und ziemlich mißgestimmt langte er zu Hause an . . .

---

## VI.

Wenige Erwachsene überstehen die Diphtherie. Und so waren alle die Tage ein fast übermensch-

liches Ringen mit der Gewalt der Krankheit gewesen. All sein Wissen, sein ärztliches Genie, aller Wille seiner Mannheit und alle Suggestion seiner sympathetischen Kräfte, auf die Ilona so rätselhaft und tief eingewirkt, traten ins Spiel. Und er siegte. Sie befand sich in der Genesung.

Aber die übergewöhnlichen Anstrengungen hatten an seinen Kräften gefressen. Und auch jetzt noch peinigte ihn die fast verzweifelte Angst, es könne ein Rückfall eintreten.

Seine stahlgrauen Augen dunkelten in tiefen Höhlen. Fahl blickte sein Gesicht unter dem blonden Haar. Die übermäßige Anspannung hatte es verändert. Seine Kiefern schienen vorgeschoben, sein Kinn hatte sich verbreitert. Fest kniffen sich seine Lippen zusammen. Seine Pupillen schienen vergrößert und hatten etwas Starres. Furchen zogen sich von der feinen Nase an den Mundwinkeln nieder. Ganz schien sein Gesicht, mit den markierteren Backenknochen, Muskel und Sehne, übermäßig belebt und vergeistigt von der überspannten Kraft seines Willens.

Schlaflos hatte er seine Nächte verbracht, hatte kaum gegessen, wenig gesprochen und seine Hausgenossenschaft tyrannisiert.

Wie wunderlich und unbegreiflich das alles war! —

Eines Tages stieg er wieder zu Ilona hinauf.

Es war gegen Mittag und ein trüber Tag. Unablässig rieselte ein feiner Regen.

Trotzdem war ihm wohl. Er hatte Ilona ja über die gröbste Gefahr weg.

Voll Begier nach ihrem Anblick eilte er die Treppe hinauf.

Aber oben, auf dem dämmrigen Vorflur, stieß er auf die Frau Fröhlich.

In dem grauen Regenlicht, das die öden Wände trübte, stand sie in ihrem Morgenneglige. Über das Treppengeländer hing die ganze Garderobe ihres Mannes, der Kontrolleur bei der Straßenbahn war; im übrigen vermieteten sie ab.

Frau Fröhlich war beim Ausklopfen. Sie war in ihrem Blaukattunenen. Ihre nackten Beine kamen dick und weiß unter dem Rocksaum vor. Ihre Füße staken in bunten Filzpantoffeln. Sie hatte die Taillen-ärmel aufgestreift, und ihre wurstlichen Arme waren nackt. Sie hatten so eine blau-rote Farbe! — Mit einem Rohrstock hieb sie aus allen Kräften auf die Sonntagshosen ihres Mannes los. Wirr und strubb-lig hingen ihr die Haare um den puterroten runden

Eulenkopf, den sie mit halb zugedrückten Augen und eingekniffener Unterlippe, um möglichst den dicken Staubschwaden zu entgehen, die aus dem Kleidungsstücke über den ganzen Flur qualmten, zurückgebogen hielt. Und dann war ihr dicker, runder Hals bis in den Nacken und zu der quappigen Brust herab so ungeniert nackt.

Erhard wurde mißbehaglich.

Er bot Frau Fröhlich einen kurzen Gruß und wollte an ihr vorbei auf Ilonas Thür zu.

Doch Frau Fröhlich stellte ihn und verwickelte ihn in ein Gespräch.

Wenn sie sich wenigstens hätte ihre obersten Taillenknöpfe zuknöpfen wollen!

Ja so ein Hinterhaus! —

Also Frau Fröhlich war voll umständlichen Preises und voller Bewunderung, daß Fräulein Lona durch seine Kunst nun doch schon soweit wieder auf dem Damm war, daß sie im Lehnstuhl in der Stube sitzen konnte. Übrigens habe sie gerade in diesem Augenblicke Besuch. Der junge Herr Edmund Steffens. Er habe einen so wundervollen Strauß ganz dunkelroter Rosen mitgebracht.

Ah, der junge „Herr“ Edmund Steffens! . . .

Woher wußte übrigens Frau Fröhlich seinen

Namen! Sie hatte ihn doch höchstwahrscheinlich von Ilona selbst erfahren.

Ja; und der Herr Edmund war neunzehn Jahre alt. Sein Vater war ja der Großkaufmann Steffens, einer der reichsten Leute in der Stadt.

Nun ja! Und im übrigen sei er ganz närrisch auf Fräulein Lona. Er bringe ihr Blumen und wer weiß was für Geschenke alles und komme ziemlich oft zu Fräulein Lona.

Ah, hatte Ilona ihr das auch erzählt!

Er wurde immer verstimmter.

Ja, und es wäre offenbar, daß auch Fräulein Lona ihn gern habe. Und nun fing Frau Fröhlich zu allem Überfluß noch an, sehr liberale Ansichten über solche Verhältnisse zu äußern. Es ergab sich, daß sie für freie Liebe war. Sie hatte Versammlungen besucht, wo darüber Vortrag gehalten worden war.

Soso! —

Unwillkürlich schielte Erhard auf ihr Negligé. Frau Fröhlich fing an, ihm aus irgend einem Grunde widerwärtig zu werden. Er wandte sich kurz von ihr ab und ging auf Ilonas Thür zu.

Wie gemein und plebejisch der lärmende Ruck war, mit dem sich der Klingelapparat in Bewegung

setzte; so, daß es durch den ganzen Thürpfosten dröhnte.

Es war ihm ganz fad und flau; ein so wunderliches Gefühl von Depression.

Es wurde geöffnet, und er trat ein.

Ilona saß in ihrem Zimmer. In einem lichtgrünen, zierlich stilisierten Schaukelstuhl saß sie zwischen den beiden Fenstern, mit dem Rücken gegen den Langspiegel.

Die cremefarbenen Stores waren vorgezogen mit ihren phantastischen Blumenarabesken und gaben dem grauen Licht, das ins Zimmer drang, etwas Gleichmäßiges und Behagliches.

Gegen den Hintergrund eines japanischen Schirmständers, auf dem unter den hängenden Zweigen eines goldenen Baumes große goldene Reiher vor einen schwarzen Hintergrund standen, lag Ilona gegen die Lehne des Stuhles. Ihr dunkelhaariger Kopf lehnte gegen ein Kissen aus Seide. Seine Farben waren ein lichtes Grün und Gelb mit eingestickten goldenen japanischen Schriftzügen auf ovalen Stücken eingenähter und goldgesäumter bordeauxroter Seide. Ihr schwarzes Haar war hoch zurückgekämmt und wich mit dem Kranz einer breit gebauschten Welle aus der kleinen, bräunlichen Stirn

zurück. Auf dem Hinterkopf war es in einen hohen Knoten aufgesteckt, in dem eine große silberne Nadel stak, eine allerliebste alte Filigranarbeit. — Ilona war angethan mit einem leichten Hausgewand, das lange, faltige Bauschärmel hatte. Sein Saum ging hinunter bis zum Spann ihrer kleinen Füße. Sie waren mit grün und braungeringelten Strümpfen bekleidet und staken in weichen, gelbbraunen Lederpantöffelchen. Der weiche Stoff des Kleides wirkte wie Seide. Seine Farbe war ein lichtes Himmelblau mit eingewirkten graublauen Blumenranken. Unter der Brust wurde es von einer breiten, feinfaltigen Stoffschärpe zusammengehalten von der gleichen graublauen Farbe wie die eingewirkten Blumen. Auf den Brüsten ging das Gewand leicht auseinander, daß das weiße Spitzenhemd zu sehen und der bräunliche Hals bis auf die Brust hernieder frei war.

Neben ihr, auf einem lichtgelben japanischen Rohrtischchen, stand in einer hohen milchig lilafarbenen Vase, die Wasserrosen und der nackte Leib einer Nixe zierten, ein großer Strauß der prächtigsten dunkelroten Rosen und neben einer Porzellanschale mit Bisquit ein Glas Bordeaux, den er ihr zur Rekonvalescenz verschrieben.

Mit halbgeschlossenen müden Lidern lag sie, unter denen ihre schwarzen Augen hervorschimmerten. Sie lächelte. Und wie sie eine der Rosen in der Hand hielt und sie leise unter der Nase drehte, betrachtete sie der junge Edmund, der vor ihr stand. Mit großen, festen, treuen und gleichsam hungrigen, aber so seligen Blicken, in einer aufmerksamen Haltung, die wie in einer Verbeugung erstarrt schien.

Fast überkam Erhard bei dem Anblick eine Scham. Er hatte das wunderliche Gefühl, als wenn er in irgend einer Weise mit der läppischen Verehrung dieses grünen Jungen kompromittiert sei.

Immerhin belustigte es ihn dann, wie Master Edmund bei seiner Ankunft erglühte, aus aller Façon geriet und sich mit einem stammelnden Abschied schnell aus dem Staube machte.

Erhard war nun mit Ilona allein.

Doch vorhin das Zusammentreffen mit Frau Fröhlich, Frau Fröhlichs sonderbare Toleranz in Bezug auf die „freie Liebe“ in solch einem Negligé vorgetragen angesichts der auszuklopfenden Unaussprechlichen ihres pp. Pferdebahnkontrolleurs von Ehegatten, der Anblick des verliebten Primaners: das alles konnte nicht herabstimmender sein. Und Ilona selbst, ihr Verhalten gegen Edmund, ihre

Haltung und Kleidung und ihre Umgebuug! Das war mit einem Mal irgend eine kleine Soubrette, eine Variété=Chansonette, die sich mit jedem amüsierte, der hinreichend Geld besaß, sie zu kaufen.

Fast unerträglich albern kam er sich vor; ja! geradezu albern. — Er verbarg diese fatale Empfindung hinter einer konventionellen Artigkeit und hinter der reservierten Gemessenheit des Arztes, traf so schnell als möglich seine Anordnungen und entfernte sich dann.

Sein Zustand war nahezu unmöglich. Der erneute Anblick Madame Fröhlichs und ihre offenbare Bereitschaft zu einer abermaligen Unterhaltung jagten ihn förmlich die Treppen hinab.

Doch bereits jetzt, auf dem Heimwege, fühlte er diesen Ekel und diese Scham verwunderlich in ein sympathetisches Mitleid übergehen.

Ilonas Umgebung, Frau Fröhlich, dies Hinterhaus: das alles wandelte sich ihm in eine Art von Fatum, das ohne ihre Schuld, durch den Zwang mißlicher äußerer Verhältnisse Gewalt über sie gewonnen.

Und wie er sie immer sah!

Ihr dunkles Gesicht müd in das gelbe Seidenkissen gelehnt. Das mattbräunliche Dreieck der

kleinen Stirn mit den breiten, kräftigen Brauen; die dunklen, halbgeschlossen träumenden Augen darunter. Müd wölben sich die Lider über den Augapfel. Jedes Lid hat eine kleine Querfalte; denn der Muskel des Lides ist müde von der Krankheit.

Die seelische Gewalt dieser Fältchen!

Der breite Mund mit seinen schmalen, charaktervollen Lippen und die beiden bronzedunklen Schatten unter den slavischen Backenknochen.

Und wie seltsam ihre Unterlippe war! — Eigentlich nicht schön . . — Die Partie vom Rand der Lippe bis zu dem Querfältchen über dem Rund des Kinnes wulstete sich ein wenig, und dieser Wulst zog zwei unaussprechliche Linien an den Mundwinkeln vorbei! . . .

Dies blieb. Den ganzen Tag. Je mehr er dagegen ankämpfte, um so tiefer prägte es sich ein. Es sprach irgend ein dunkles Wort; es versetzte ihn in eine ungewisse drängende Sehnsucht. Fast unerträglich ward sein Zustand.

Das ganze Haus versetzte er in Unruhe. Er war mürrisch gegen Greta, schalt auf die Kinder.

Er versuchte sich in seine Arbeiten zu vertiefen Es mißlang.

Den Nachmittag über war er dann wieder auf Krankenbesuchen.

Da es ihm widerstrebte, sich nach Hause zu begeben, stieg er in eine Droschke, um in die mittlere Stadt zu fahren, wo er sicher war, in einem Weinrestaurant einige Bekannte zu finden.

Er faßte den Entschluß, sich zu betrinken . . .

---

## VII.

Im Bann und in der wühlenden Unrast einer dunklen ungewissen Wonne, im Zwang einer treibenden Sehnsucht lag er im Polster der Droschke.

Feuchte bedeckte mit zahllosen, feinen Perlchen die Scheiben des Fahrzeuges, sickerte im Zickzack mit zuckenden Rinnchen hernieder, spannte einen zarten Schleier über das Glas.

Durch seine Maschen träumte er auf die Straße hinaus.

Dunkel und geheimnisvoll ungewiß rollte, rauschte und trappelte das Leben draußen vorüber.

Plötzlich erschrak er.

Er merkte, wie er immer und immer nur so das feine Rieseln des Regens hörte. Es hatte so einen monotonen, wunderlich betäubenden Rhythmus; nahm so hin, spann ein.

Und plötzlich sah er so viele graublaue Kleider und braune, dunkelhaarige Menschen. Alle Mädchen und Frauen, die draußen durch das Nebelgeriesel des feinen Frühjahrsregens vorbeihuschten, schienen blaugraue Kleider zu tragen und schwarzes Haar um braune Gesichter zu haben.

Und plötzlich sprach er den Namen Ilona. Gänzlich gegen seine Absicht sprach er diese Vokalfolge.

Er erschrak.

Es war gewesen, als hätte eine zweite Person in ihm sich seines Sprechorgans bedient und den Namen Ilona geflüstert.

Hastig strich er mit dem Handschuh noch einmal über die beschlagene Scheibe, um hinaussehen zu können.

Das Treiben draußen sollte ihn ablenken.

Durch die freigewordene Stelle fiel sein Blick auf die Fassaden der Häuser.

Er erstaunte. Noch nie glaubte er etwas

so Nüchternes und Geschmackloses gesehen zu haben.

Es brachte ihn darauf, daß augenblicklich in der Stadt viel gebaut wurde. — Es wurde in Häuserbau spekuliert. Sehr oft waren es Maurerpoliere, die durch diese Spekulation zu einem Vermögen zu kommen hofften. Wie die Pilze waren die Stadtteile im Laufe der letzten Jahre aufgeschossen.

Und mit einem Mal überkam ihn ein sonderbarer Widerwille, ja ein Ekel vor diesem Milieu einer Provinzialstadt, in dem er all die Jahre gelebt.

Aber, weshalb war er mit einem Male so mäklich?

Und all die wohlgenährten Bürger und Bürgerfrauen, die so gesund aussahen!

Es schien hier überhaubt nur Kaufleute und Beamte zu geben. Das Geschäft, der Sport, die politische Kannegießerei, der Familienklatsch und der Biertisch: das waren die Sphären ihrer Interessen. Keine zweite Stadt hatte so geschmacklose Denkmäler. Allem, was geistiges Bedürfnis genannt werden kann, machte diese Welt von wohlgenährten Spießbürgern ein flüchtiges und unaufrichtiges Honneur, weil man glaubte, man müsse das Dekorum wahren. Aber nirgends würde man

wohlgepflegtere alkoholische Getränke und solidere Speisen finden. — Die Frachtwagen, die vorüberrasselten, die Wagen der großen Geschäfte, der ganze Verkehr atmete die einzige nüchterne Devise: Praktisch! Praktisch! Praktisch! — Keine zweite Stadt konnte Straßen aufweisen, die so sauber und zugleich so nüchtern waren.

Doch was wollte eigentlich die plötzliche Kritik bedeuten?

Ilona! . . . .

Und noch kannte er sie kaum. — Wenn sie völlig genesen, wie würde sie sich ihm offenbaren?

Plötzlich sieht er sie wieder in ihrem Lehnstuhl. Der weite Ärmel ihres Kleides hat sich verschoben, und er sieht ihren nackten Arm. — Seine Haut hat eine leis orangefarbene Nüance, von feinen blauen Aderlinien durchzogen. — Der Hyazinthenschwung ihres blauschwarzen Haares! . . .

Mißbehagen und dunkle Sehnsüchte treiben in ihm durcheinander.

Wahrhaftig, er hat Lust, sich zu betrinken . .

* * *

Das Weinrestaurant hieß „Zu den Prinzen“. Sie saßen in ihrer Nische an dem großen,

runden, weißgedeckten Tisch, im Schein des elektrischen Lichtes gegen den Hintergrund einer holzgetäfelten Wand und eines Gobelins, der mit seinen gedämpften Farben irgend eine Picknickscene des französischen Rokoko à la Watteau darstellte.

Bei Hummern und Austern, zu denen sie Chablis tranken, saßen sie um den Tisch herum, der hohe Rat provinzialstädtischer Intelligenz; Honoratioren und Stadträte, alle rangiert, sauber und korrekt bis unter die Rundung ihrer polierten Fingernägel. Der Stadtrat und Großkaufmann Leberecht Gottlieb Leonhardt, das runde Männchen mit der hohen imperatorischen Cäsarenstirn, mit den kleinen, halb grilligen, halb schalkischen Grauäugelchen hinter der goldenen Brille, mit dem lieben, kleinen Kinn und dem lieben, kurzgeschorenen Backenbärtchen, der lieben feinen, ein wenig weinerlichen Stimme und den kurzen pedantischen Bewegungen eines Bureaumenschen; im schwarzen Gehrock, steifen Plätthemd und der violetten geblümten Seidenweste, von der die goldene Uhrkette auf das Bäuchelchen herabhängt.

Und Doktor Edgar Pistorius, der wohlbestallte Redakteur des großen Provinzblattes, das in der Stadt verlegt wird und eine etwas laue national-

liberale Richtung vertritt. Er ist ein hoher Dreißiger mit einem großen Schädel voller lichtblonder Krauslocken, die weit in das Genick hinabquellen; oben auf dem Scheitel aber sind sie so licht, daß die sauber rosige Kopfhaut hervorleuchtet. Rosig auch ist sein rundes Gesicht mit der verfetteten Adlernase und dem markierten, vorspringenden Schauspielerkinn. Es ist bartlos; kritisch streng blicken seine grauen Augen durch einen schwarzgefaßten Kneifer. Sein imposanter Oberkörper ist bei diesen abendlichen Zusammenkünften in ein braunes, breitbordiertes Sammetjackett gepreßt. Er trägt einen bunten Flatterschlips. Steif und würdig ist die Haltung seines Halses, von dem er zu behaupten pflegt, mit verborgener Hindeutung auf den neuerdings von der Wissenschaft festgestellten Zusammenhang zwischen Genie und Verbrechertum, daß es der Stiernacken des Verbrechers sei. Der Herr Assessor Egon von Plessing; der Herr Ingenieur Kurt Vahlen; der Herr Rechtsanwalt Doktor Alfred Lindeborn, ein kleiner, patenter Herr, tadellos nach der Mode gekleidet, der wie ein Leutnant spricht, aber ein wenig mit der Nüance eines verzogenen Jungen. Der Porträtmaler Veit von Lassen, ein quecksilbriges Männchen, sehr nervös und boshaft,

falsch und auf allen möglichen Stadtklatsch aus. Der Herr Hauptmann der Infanterie Conrad von Lamprecht mit seinem hellen rotbäckigen Lachen und seiner schnarrenden Stentorstimme, den jovialen Äugelchen und der rotblauen Weinnase über dem rotblonden Schnauz. Der Herr Gymnasialprofessor Doktor Vahldieck, Logenbruder und Stadtrat.

Mit einer etwas unsichren und ironischen Miene nähert sich Herr Doktor Erhard Falke diesem Kreis.

Man begrüßt ihn über einem Durcheinander von roten Hummerschalen und einer Batterie von Weinflaschen, durch ein Gewölk wohlriechender Importen mit einer jovialen Burschikosität, der man in würdiger Weise gelegentlich dieser zwangslosen Stammtisch-Zusammenkünfte Raum geben zu dürfen glaubt, und die sich nach Rang, Stand und Temperament mannigfach abstuft, von einer würdevollen Achtel- und Viertelschwenkung auf dem Sessel, die Wohlwollen und freudige Überraschung „Ah sieh da, verehrter Freund!!" höflich markiert, bis zu einem temperamentvolleren halben Aufspringen mit vorgestreckter Hand und herzlich sonorem Lachen.

Mit höflich korrekter Verbeugung und verbindlich-scherzhaften Redewendungen, Handdruck tauschend, mit unwillkürlich ein wenig sauren Mundwinkeln

lächelnd, läßt sich der Herr Doktor nieder. Im Jubel der Bewillkommnung überhört man die leichte Nervosität, mit der sich der Herr Doktor seine Austern und seinen Chablis bestellt.

Dann natürlich die politischen Tagesereignisse, die brennende Frage, welche die Stadt und ihre beratenden Väter in den Stadtverordneten-Versammlungen seit Monaten in Spannung hält, der Bau des neuen, großen Viehhofes und die Erweiterung des städtischen Kanalsystems, der neue Kasernenbau und die neue Vorstadtkirche, der letzte Zuckerkrach, auch ein wenig Kunst und Litteratur, der Familienklatsch; mit ihm beginnt der offiziellere Teil dieser Zusammenkünfte eine ungezwungene Wendung zum Amüsanten hin zu nehmen.

Die Batterie der Flaschen mehrt sich, es verdichtet sich die Dunstwolke der Importen. Das Knubbelnäschen des Herrn Leonhardt nimmt eine intensivere Färbung an und sein liebes Stimmchen wird um eine Schattierung weinerlicher. Die Nase des Herrn Hauptmann glüht wie ein Paradiesapfel, sein Lachen und seine Stimme dröhnt durch das Lokal, und die beobachtenden Zwinkeraugen Herrn von Lassen werden malitiöser und boshafter, und greller meckert sein Lachen.

Erhard wird immer stiller. Er gerät in Wut und teilt ironische Bemerkungen aus, die, weil sie zu fein sind, als humoristische Beiträge zur Unterhaltung dankbar quittiert werden.

Er fängt an zu trinken; trinkt und trinkt.

Nach Mitternacht ist man hinreichend animiert, um sich an den Sekt zu machen. Das Wiedersehen mit dem Doktor muß als Gelegenheit zu einer kleinen Extrafête herhalten. Zudem wird sich der Ingenieur nächstens verheiraten. Von hier aus kommt man auf die Liebe. Zwischen ein und zwei Uhr wird die nicht unbeliebte Diskussion dieses Themas unter den noch standhaltenden Getreuen der Tafelrunde immer unverblümter.

Zwischen zwei und drei Uhr ist der Doktor so betrunken, daß er sich mit Doktor Pistorius, dem Herrn Hauptmann, dem Ingenieur und von Lassen, der sich wie ein fideles Glühwürmchen auf seinem Sessel herumwindet vor aufrichtigstem Belustigtsein, bedenklichere Anekdoten erzählt.

Schnaufend vor Ekel und Trunkenheit betritt er zwischen drei und vier Uhr sein eheliches Gemach.

Im Schein der Nachtampel sieht er Greta.

Ihre runde weiße Kehle, ihre runden Arme, ihre robusten gesunden Brüste: sie ist eine dicke,

behäbige Bürgermadam, ehrbar, korrekt und langweilig.

Er sinkt aufs Lager, und seine Sinne schwinden hin . . .

---

## VIII.

Als Erhard am nächsten Morgen erwachte, konnte sein Zustand nicht lächerlicher sein. Er hatte einen — Kater, einen veritablen Brummschädel.

Er badete, schleppte sich in sein Arbeitszimmer und nahm eine Dosis Antipyrin.

Dann riß er die Fenster auf.

Der Himmel war klar. Weiße Wolken zogen über den Gartenbäumen. Sie nahmen sich aus wie Frühlingswolken.

Mild und rein war die Luft. Die Morgensonne verklärte den kahlen Garten, flinkerte in den braunen Reisern und hob das Beet mit den Schneeglöckchen aus dem tiefen Braun des frisch umgegrabenen Bodens. In Wipfeln, Gebüsch und auf den Dächern zwitscherten die Spatzen; das helle,

aufgemunterte Zwitschern, in dem das Wohlgefühl der nahenden, wärmeren Tage lebt.

In einem dumpfen Brüten, über das er sich ärgerte, lehnte er sich aus dem Fenster und ließ sich den Schädel kühlen.

Dann dachte er der Krankenbesuche, die er den Vormittag über abzustatten hatte. Und dann stellte sich der Gedanke an Ilona ein. — Erst vier Uhr Nachmittags würde er zu ihr gehen können. Er geriet in eine schier quälende Ungeduld; ward verdrießlich wie ein verzogenes Kind, das seinen Willen nicht bekommt. So stark war die zehrende Sehnsucht, bei ihr zu sein. Und doch machte es ihn bang, wie es ihn wieder überkam, gegen allen Willen und alle Vernunft.

Er riß sich vom Fenster los und begab sich in das Speisezimmer.

Hier fand er Greta, die den Frühkaffee für ihn bereit hielt.

Er war mit ihr allein. Der kleine Kurt war in der Schule. Sein Brüderchen Fritz wurde von Lina gebadet.

Es war still im Zimmer. Ein linder Sonnenschein streifte freundlich die dunkelgebeizten, soliden Eichenmöbel und strich über das weiße Linnen, das

über die mächtige Tischplatte gedeckt war; glänzte auf dem blanken Zinn der Kaffeegeräte, auf der bunten Zierlichkeit des Porzellans. Ein Duft nach frischem Weißbrot und heißem Kaffee ging durch den frischgelüfteten Raum.

Träg schritt Erhard auf Greta zu und hauchte ihr einen flüchtigen Morgenkuß auf die Stirn. Dann ließ er sich mit einem mürrischen Gesicht nieder. Greta setzte sich in seine Nähe, ihn zu bedienen.

Stattlich und üppig in ihrem dunklen Morgenrock saß sie bei ihm, mit ihrem elfenbeinweißen gesunden Gesicht. Der blonde, glatte Madonnenscheitel schimmerte in der Sonne. Gut und freundlich blickten ihre goldbraunen Augen. Ihre vollen, roten Lippen schwellte ein schelmisches Lächeln. Und wie lind ihre weißen Grübchenhände, die mit runden und noch so köstlich mädchenhaften Handgelenken aus den langen Ärmeln des Morgenkleides hervorschimmerten, hin und wieder gingen!

Sein finsteres Gesicht belustigte sie.

„Weißt du, wann du nach Haus gekommen bist, mein Bester?“ machte sie mit humoristischem Vorwurf.

„Gewiß! Um vier! — Beabsichtigst du, mir eine Gardinenpredigt zu halten?“

„Ach nein! Gar nicht!“ —

Sie lachte.

„Nicht doch! — Im Gegenteil: ich finde es ganz lustig, wenn ein Mann mal über den Strang schlägt.“

„Welche Selbstverleugnung!“

„Selbstverleugnung?“

„Nun!“

„Ach nein! Ein Mann, der nicht raucht und nicht gelegentlich mal einen Spitz nach Hause bringt, ist eine ‚suspiziöse Personnage‘.“

„Ach, sieh da!“

Er lachte. Der Ausdruck hatte ihm Vergnügen gemacht.

Und nun lachten sie einen Augenblick beide.

„Du Armer! — Wie siehst du verkatert aus!“

Mit einer linden Bewegung hatte sie ihren prächtigen weißen Arm, von dem der weite Ärmel zurückgeglitten, zu ihm hingebogen. Ein warmer Hauch ihres Körpers wehte ihn an. Sie hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt; mit einem sanften Druck. Eine so gute und herzliche und so verständige Hand! —

Aber er zuckte zurück und suchte ihrer Liebkosung auszuweichen.

„Du bist ja heute bei so guter Laune?“ machte er.

„Bin ich nicht immer guter Dinge?“

Sie hatte einen Augenblick geschwiegen.

Er wußte nicht, weshalb ihm ihre Bemerkung plötzlich dumm vorkam. Ja, geradezu dumm.

„Mir scheint, heute außergewöhnlich. — Hat es einen besonderen Grund?“

„Nun, vielleicht deswegen.“

Sie nestelte etwas aus der Seitentasche und reichte es ihm hin.

Es war eine Postkarte.

Er nahm und las mit halbem Interesse.

„Soso! — Alwin kommt?“

„Ja. — Die Kinder werden sich freuen.“

„Jaja!“

Er war sehr verdrießlich. Jetzt wollte er es mit einem Mal direkt albern und philisterhaft finden, daß sie seine Debauche von gestern entschuldigte. Er hätte es lieber gesehen, wenn sie ihm Vorwürfe gemacht hätte. Dann würde er mit ihr gezankt haben. Er hatte geradezu ein Bedürfnis, sich mit jemand zu zanken.

Und dann wollte er es plötzlich als eine Schattenseite ihres Ehelebens und von Gretas

Charakter empfinden, daß sie sich noch nie rechtschaffen gezankt. Ewig dieses weiche, nachgebende Wesen; ihre allzu tadellose Fraulichkeit! — Ewig das gleiche lächelnde Idyll ihres Zusammenlebens! Immer von ihrem Wesen so gleichmäßig lind umsponnen zu sein!

Und wie sie nun gar, etwas ernster geworden, sich anschickte, mit ihm über das Programm des Tages, Alwins Empfang und allerlei sonstige Wirtschaftsangelegenheiten zu beraten, da fand er das geradezu geschmacklos und wider den Takt.

Er brach das Gespräch kurz ab, schützte wichtige Krankenbesuche vor und ging aus dem Zimmer.

Draußen bereute er sein Benehmen. Eine Betroffenheit überkam ihn. Was bedeutete dies nur alles!! . .

Eilig machte er sich an seine Visiten.

* * *

Sein Zustand und das prächtige Wetter lockten ihn zu gehen. Er hieß Friedrich wieder abschirren und machte sich auf den Weg.

Und wieder stellte sich verwunderlich die Unlust von gestern ein, die ihm an dem provinzialstädtischen Milieu erwacht war.

Halb gegen seinen Willen war er vor dem Aushängekasten einer photographischen Firma stehen geblieben, bei der es für die Haute volée der Stadt chic war, sich abnehmen zu lassen.

Oberflächlich zuerst hatte er die ausgehängten Bilder betrachtet. Dann fingen sie an, ihn zu interessieren.

Das war ein menschliches Dokument. Der Kasten erzählte Geschichten. Ja, man konnte hier die exakte psychologische Analyse von dem bekommen, was man in dieser Stadt unter Geselligkeit verstand. Es war ein psychologisches Dokument ihrer Intelligenz. Und, es konnte wohl nicht diskreditierender sein.

Wahrhaftig! Wie hatte er denn all die Jahre nur gelebt!!

Eine ganze Chronik waren die Photogramme!

Die dicken Kinder, die nackt mit Weinlaub bekränzt auf — Bierfässern ritten, oder mit angebundenen Fittigen, Bogen und Flitzepfeil in den Händen Amoretten vorstellen sollten; dieser als Beduine kostümierte, wohlgenährte Kaufmannssohn; hier das gnädige Fräulein Papendick mit der schiefen Schulter und den mageren Armen als Walküre kostümiert; dies fade Lächeln, die dumme, inhaltsleere Liebenswürdigkeit, daß es einen förmlich

jammern konnte; diese konventionellen Attituden, die, selbst wenn sie die Pose der Maskerade hatten, philiströs und geschmacklos waren; die tief entblößte mächtige Fleischmasse eines weiblichen Busens hier, trotz aller hergebrachten Prüderie; nichts konnte besser den Geist der Geselligkeit kennzeichnen, der hier herrschte. Es erzählte ganze Geschichten von trivialen Familienfesten, Kaffee- und Lesekränzchen, Heiratsvermittelungen und Klatschereien. Und die Männerköpfe! Sie brauchten nur den Mund zu öffnen und dann würde irgend etwas von Prozenten und Differenzgeschäften zu Tage kommen. — Die einzige Tugend all dieser Menschheit war, daß sie wohlgenährt und gesund, und daß ihre bürgerliche Tugend korrekt. Selten, daß sich ein Ehebruch oder sonst ein derartiger Skandal ereignete.

Nichts hatte er ja wohl in all den Jahren gehabt als seine Wissenschaft, seine ärztliche Praxis, Greta und die Kinder.

Warum empfand er das mit einem Mal so eindringlich? Weil seine Wissenschaft, weil Greta, seine Vaterschaft es ihn vergessen gemacht, was er im übrigen entbehrt, und weil sie etwa in Gefahr waren, die Fähigkeit zu verlieren, es ihn in Zukunft vergessen zu machen?

Himmel! Was aber war das für ein Einfall!!

Verstört kam er um die Mittagszeit zu Hause an.

Ohne jemand zu sehen, drückte er sich in sein Arbeitszimmer, die Zeit bis zum Mittagessen dort zu verbringen.

Nach einiger Zeit merkte er, wie der Hausstand in Aufruhr geriet. Draußen im Korridor jubelten die beiden Jungens, und er hörte Greta lachen.

Man empfing Vetter Alwin.

Er stellte sich an die Thür und lauschte.

Vetter Alwin schien während seiner Abwesenheit schon einmal dagewesen zu sein. Er hatte dann noch ein paar Gänge erledigt und kam nun zum Mittagessen.

Aus irgend einem Grunde ärgerte sich Erhard über irgend etwas.

Dann trat er von der Thür fort wieder ins Zimmer zurück.

Noch einmal nahm er Antipyrin und ging dann langsam ins Speisezimmer.

⁂

Onkel Alwin saß auf einem Sessel in der Nähe des Ofens. Auf seinen mächtigen Knieen ritten die beiden Jungen, um die er behutsam seine großen, wetterbraunen Hände gelegt hatte. Sie waren mit einem Flaum weißblonder Härchen überhaucht. Sein breitschultriger Riesenkörper steckte in einem aschgrauen Jackettanzug mit einer Weste, die bis oben an den Klappkragen des bunten Überhemdes zugeknöpft war. Sein Anzug machte einen ungeschickten Eindruck, als hätte ihn irgend ein Dorfschneider zusammengeflickt. Onkel Alwin war hohen Wuchses. Seinerzeit hatte er sein Jahr bei den Gardekürassieren abgedient. Ein rüstiges Bauerngesicht hatte er, mit breiten Backenknochen und Kinnladen, ganz rotbraun von Wind und Wetter. Nur seine niedrige breite Stirn unter dem weißblonden Kraushaar war bleich. Sein Mund war klein und wohlgeformt, mit Lippen, die rot aus einem lichten Bart hervorlächelten, der ihm in breiter Fülle um das Kinn wuchs. So ein gutmütiges, beinahe verlegenes Lächeln! Und so war auch der Ausdruck seiner großen, ganz lichtblauen Augen. Sie blickten einen immer gerade und groß an wie Hellseheraugen, licht in dem gebräunten Gesicht; aber mit einem Hauch von Demut, ja Traurigkeit,

wie er sich oft bei sehr kräftigen Männern findet. Der Eindruck wurde verstärkt, weil sein großer, breiter Schädel etwas schief auf dem gedrungenen Halse saß. — Er war schweigsam, sprach nur wenig mit einer leisen, dünnen und schüchternen Stimme. Neben ihm lag ein kleiner, grauer Filzhut mit einer grünen geflochtenen Schnur und einem braunen Gemsbart.

Mit schleifenden Schritten schlenderte Erhard auf ihn zu. Er wirkte gegen Vetter Alvin so fein, beinahe etwas gâté.

Die Männer gaben sich die Hand.

Onkel Alwin lächelte zwischen den beiden Jungen hervor. Sagen that er nichts. Nur so einen unbestimmten Laut gab er von sich. Aber in der Art, wie er seine Aufmerksamkeit gleich wieder den beiden Jungen zuwandte, war ein so gesund-kräftiges Selbstbewußtsein.

Erhard warf sich in den Schaukelstuhl und amüsierte sich, diesen paysan von Vetter zu betrachten.

Seine Anwesenheit that ihm eigentlich wohl. Sie brachte so einen unbestimmbaren Eindruck von Behagen und Frische in das Milieu. — Die Pendüle tackte um eine Schattierung vertraulicher; die Möbel

bekamen einen wärmeren Ton, behaglicher knatterte der Kien im Ofen und dunkelte der große Smyrnateppich, der sich fast über den ganzen Fußboden breitete. Die linden Sonnenlichter, die sich durch die langen Vorhänge hereinstahlen, wurden einen Hauch freundlicher, man konnte sagen: gütiger. — Und ein wahres Idyll wurde der gedeckte Eßtisch! — Das weiße Linnen mit seinen eingewebten Ranken, das mit breitem Rande steif über alle vier Kanten herabhing, leuchtete freundlicher. Der Rosenstrauß in der Mitte des Tisches lachte förmlich. Und all das Geschirr: so behaglich! — Man pflegte von gutem Meißener Porzellan zu essen. Ringe von Silberfiligran hielten die Servietten. Onkel Alwin hatte seinen bestimmten. Und wie die Weingläser funkelten! — Und drüben die Zinngeräte aus der Dämmerung des großen Eichenbüffetts durch das warme Zimmer! — Und das mächtige, altmodische Gemälde drüben an der Wand mit seinem breiten Goldrahmen, das ganz verdunkelt war. Es stellte irgend eine althebräische Patriarchenszene dar.

Das ganze Zimmer bekam die Seele seiner Gegenwart.

„Also wißt jû ook? Bi de Diana is de Storch west un hett ehr fif lüttje Teckels brakt?“

Die Jungen jubelten. Sie waren darauf versessen, den Onkel Alwin Platt sprechen zu hören und verstanden ihn auch bereits ganz gut.

Ob er einen mitgebracht hätte? Für jeden einen?

„Woll! Woll!"

Onkel Alwin lachte. Aber er wurde unsicher und verlegen wie ein Kind. Denn nur ein Hündchen hatte er mitgebracht.

Natürlich wollten es die Jungen gleich sehen. Aber Greta, die inzwischen wieder ins Zimmer gekommen war, beschwichtigte sie, und man kam überein, daß das Hündchen gleich nach dem Mittagessen vorgeführt werden sollte.

Greta lachte beständig. Selten wichen ihre Augen von Alwin. Über jedes seiner Worte, über jede seiner unbeholfenen, gutherzigen Gesten lachte sie. So aufgefrischt sah sie aus! — Und so sauber, fast ein wenig kokett, in ihrem schwarzen Kleid, mit einem spitzen Ausschnitt oben, daß der runde Hals und ein Stückchen ihrer Brust weiß hervorschimmerte.

In Erwartung des Hündchens umarmten die Jungen den Onkel stürmisch von beiden Seiten.

Aber nun wurde draußen gegen die Thür ge-

stoßen. Greta stand auf, zu öffnen, und Lina trat mit der Suppe ins Zimmer.

Das blaue Räuchlein, das von der blumigen Terrine aufstieg! Und der Bouillonduft, der angenehm durch das Zimmer wehte! . . . .

Nach dem Essen zündeten sich die Männer zum Kaffee ihre Cigarre an. Zwischen Alwins Fingern wirkte die Cigarre wie eine Cigarette.

Nun wurde auch der kleine Dackel ins Zimmer gebracht. Er steckte in einer Kiste mit Luftlöchern. Sie wurde geöffnet, und in Gegenwart der ganzen Familie, auch Lina war des Ereignisses wegen im Zimmer geblieben, wurde das Tierchen aus seinem Behälter gelassen.

Ungeschickt und kratschig stand es eine Weile auf seinen vier dicken, quappigen Pfoten, mit der langen spitzen Rute vibrierend, auf dem weichen Teppich. Es war spiegelschwarz über seinen ganzen kleinen dicken Leib. Aber der kleine Bauch war weiß und die Pfoten hellbraun; und zwei hellbraune Pünktchen hatte es auch über den Augen. Verdutzt und krill schaute es mit seinen beiden dummen, kleinen Augen umher, über deren Pupillen es war wie ein feiner Schimmer von blauem Cigarrenrauch.

Dann begann das Tierchen mit seinen dicken quappigen Beinchen auf dem Teppich umherzustolpern. Sein spitzes Schwänzchen bebte in den drolligsten Zitterbewegungen. Eifrig, mit vorgerecktem Hälschen, gab es seinem Instinkt nach, mit dem noch stumpfen Schnäuzchen in der warmen Wolle des Teppichs umherzuschnobern. Dann geriet es an eine Sesselquaste und fing an, unter einem hell feinen, muntren Kläffen, mit dem baumelnden Ding zu spielen, verhedderte sich in seinem Eifer, fiel und überkugelte sich, tastete mit seinen Pfoten, und seine kohlschwarzen Ohren schlappten um den kleinen munteren Kopf. Dann wieder hoppste es kläffend mit drolligen Seitensprüngen umher, beschnoberte die Familienmitglieder.

Alwin saß, den Riesenrücken nach vorn gebeugt, beide Ellbogen auf die Kniee gestützt und die mächtigen Hände übereinandergelegt und sah, die Cigarre behaglich im Mundwinkel, mit einem gutmütigen Lächeln auf das Tierchen, und den Tumult, den die Kinder mit ihm aufstellten. Greta stand neben ihm und hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt.

Wie sie sich eigentlich alle so organisch zusammengruppierten, fühlte Erhard plötzlich. Und wieder

bekam er es mit dem wunderlichen Einfall, als sei er hier in Familie geladen und habe mit ihnen allen nichts anderes gemein als dies.

Da hob die Pendüle aus.

Mit einem langsamen, feierlichen Metallton.

Schnell blickte Erhard auf. Er hatte beinahe Herzpochen.

Ein halb auf vier Uhr!

Eilig erhob er sich.

Er habe noch einen wichtigen Krankenbesuch zu machen.

Sie wandten ihm ihre Aufmerksamkeit zu in einer Weise, als hätten sie seine Anwesenheit ganz vergessen gehabt.

Flüchtig küßte er die Kinder und ging.

Als er die Thür hinter sich geschlossen, hörte er durch den ganzen Korridor ihr fröhliches Gelächter.

Aber dann war er ganz Sehnsucht nach Ilona . .

## IX.

Ilona saß in der Dämmerung, das Gesicht gegen die grau ersterbende Helle des Tages gerichtet. Sie spielte auf der Harfe. Mitten in ihrem romantischen Zimmer mit seinen bunten, exotischen Seidentüchern, seinen symbolistischen Bildern und seinen Teppichen. Ihr blaugraues Hausgewand mit seinem leichten Stoff umfloß ihre Glieder in einer antiken Harmonie seiner Falten. Das schwarze Haar hatte sie zu einem griechischen Knoten aufgerafft, in dem eine bernsteingelbe Marschall Niel stak.

Ihr Gesicht mit den sammtenen indischen Augen schimmerte in einem goldbräunlichen Bronzeton aus der Dämmerung, in der noch eine leise Ahnung der versunkenen Sonne war. Wie immer ging ein Ruch von Heliotrop durch den Raum. — Erhard hatte bereits so etwas wie Hallucinationen von diesem Duft. Er konnte ihn im Ozon des Parkes spüren, im Wehen des Windes, und oft zwangen solche plötzliche Täuschungen seine Gedanken zu ihr hin und weckten in ihm jene wunderliche sympathetische Sehnsucht.

Sie unterbrach sich und wandte ihm das Gesicht zu.

Der Blitz ihres Auges!

Eine herzhafte Freude triumphierte in ihm auf.

„Ach, sehen Sie! Was Sie für herrliche Augen haben!“

Beinahe mit Hast eilte er auf sie zu und drückte ihre Hand.

Sie war erst ein wenig verwundert. Aber dann lachte sie.

„Ein Kompliment?“

„Auch! Bitte!“

Er lächelte artig; ein wenig verlegen, denn gerade das hatte er in diesem Augenblick nicht gemeint. Aber dann sagte er sehr lebhaft:

„Vor allem aber nehmen Sie den Ausruf als ein Zeichen meiner aufrichtigen ärztlichen Freude! Ihre Augen können nicht frischer und gesünder sein! — Gestatten Sie, daß ich Sie noch einmal untersuche?“

Mit einer zärtlichen Artigkeit führte er sie gegen das Fenster hin. Aber als er ihren Körper sich nun so nah fühlte, da spürte er ein wunderliches Zittern. Er preßte die Lippen zusammen, damit sie nicht hörte, wie sein Atem jagte. Ein leises Röcheln war in seiner Stimme, als er ihr nach beendeter Untersuchung sagte:

„Gottseidank! Ich kann gratulieren! Es darf

kein Rückfall mehr befürchtet werden. — Wollen Sie, bitte, mal ein paar Schritte gehen?“

Sie that ein paar Schritte ins Zimmer hinein. Ihr Gang war elastisch und von einer kräftigen, munteren Entschiedenheit. Es berauschte ihn, wie es ihn belustigte. Es erinnerte ihn an jene Geste, die er vor Tagen an ihr wahrgenommen, als er an ihrem Bett gesessen und ihren Schlummer beobachtet.

„Gut! O sehr gut! — Sie sind gesund! Haben wir morgen so mildes Wetter wie heute, dann dürfen Sie es gegen Mittag ruhig wagen, ein Stündchen im Park zu promenieren?“

„Oh endlich!“ jauchzte sie auf und streckte ihm noch einmal ihre festen, kleinen, braunen Hände hin. Sie preßte seine lange, schmale und weiße, etwas weiche Rechte so kräftig, daß es ihm wehthat. „Doktor! Ich danke Ihnen das Leben! O, wenn ich hätte sterben sollen! — ich liebe das Leben so sehr!“

Ah, das war sie also! — So fing sie an, sich ihm zu offenbaren! Jedes Wort, jede Gebärde nahm er auf.

Und diese Bohêmienfröhlichkeit in ihren südlichen Augen! Wie wunderlich ihn das ansteckte!

Sie hatten sich wieder niedergelassen.

Ein Schweigen war zwischen ihnen.

Sie blickte an ihrer Harfe vorbei, machte eine Bewegung, begann über etwas zu plaudern.

Er saß nur immer, beide Hände über den Stockknauf, und verschlang sie mit den Augen. Und war so verlegen. Spürte so ein sonderbares Beben. Und suchte ungeschickt in sich umher, was denn nun werden sollte. Brachte sich nicht fort. Fixierte sie unbewußt nur immer mit einem starren, wie hypnotisierenden Blick, in dem etwas Demütiges war.

Plötzlich aber merkte er, wie sie ihn mit einem irritierten, fast ängstlichen Blick ansah.

„Es war Ihr letzter Besuch, Herr Doktor?“

„Wie?! — O, morgen Vormittag — eh Sie ausgehen — komm ich noch mal!“

Wieder war Schweigen zwischen ihnen.

Und wieder schien sie irritiert.

„Ach, verzeihen Sie meine — Unbescheidenheit!“ sagte er plötzlich schnell mit einer verschleierten Stimme. „Darf ich Sie nicht bitten, das Lied, das Sie vorhin spielten, fortzusetzen?“

Sie sah ihn an und lachte.

Dann nickte sie und nahm die Harfe zwischen die Kniee.

Sie spielte. Aus dem dämmernden Schweigen des Zimmers löste sich ein dunkler, geisternder Akkord, der etwas Artikuliertes hatte. Es schien eine Ballade werden zu wollen. Eine Nordlandsballade; ein Tanzlied, von Grieg etwa. Leise, mit einer noch etwas müden Stimme begann sie zu singen.

Die Lippe nagend starrte er sie an.

Sie fanatisierte ihn geradezu.

Ihre Wangenlinie hatte jetzt so etwas wundersam Keusches, Mädchenhaftes. Wie veränderlich sie war! —

Herrlich war ihr Vortrag. Ganz versank er in seine Magie.

Steil fiel die Nordlandsalpe mit braunen Wetterforsten und goldgrünen Matten zu dem smaragdenen und stahlblauen Wellenspiel des Fjords hinab. Tiefe, dämmernde Berg- und Meereinsamkeit, jäh zerrissen von Möwengekreisch und dem schrillen Pfiff des Bergadlers. Ferne Wasserfälle rauschten aus den Saiten. In perlenden, schluchzend-wiederkehrenden Tonfolgen schäumte die Meerbrandung gegen den Fuß himmelhoher, düstrer Granitwände und in das blaue Dämmern einsamer Buchten hinein. Erhaben gleißten in feierlichen

Klangsymbolen ferne Firnhöhen. Düster senkten sich Schluchten, in denen der Bergtrold wohnt in purpurnen Nächten. Hundert Geheimnisse dunkeln, klagen und raunen, trächtig von Sagen der Vorzeit, die von Recken und Asensöhnen erzählen, rauhschöne Eddaklänge. Doch nun ringt sich aus den mystischen Schleiern dieser Untergründe von Natur und Sage der Vorzeit gegenwärtige Thatlust hervor. Es ist ein Sonntag Nachmittag, und unter weißstämmigen Birken, um die altertümliche gothische Kirche herum mit ihrer wunderlich verschachtelten Dachpyramide, die fast bis auf den Erdboden herniedergeht, tanzt auf grünem Anger zum Klang der Fiedel das kräftige Bauernvolk in seinen bunten Kostümen den vaterländischen Springtanz; jauchzend und jodelnd. Und plötzlich — in einer jähen Wendung, bricht das Lied ab mit einem kurzen Ton. Man hat den Eindruck, das groteske Haupt irgend so eines nordischen Fabelwesens blicke um eine Bergecke in die bäuerliche Tagluft hinein und mache sie verstummen. Doch nun, mit gesteigertem Jubel, setzt das Lied wieder ein, bis es schließlich unter einem plötzlichen Jauchzer endet.

„O herrlich!“ flüsterte Erhard.

Ilona aber lehnte weit zurück. Sie hatte die

Hände, die Arme nach beiden Seiten gespreizt, im Genick verschränkt. Ihr vorgeschobener Brustkasten bauschte den Busen ihres Gewandes. Sie saß wie in einer Träumerei mit weiten Augen und unbewußt halb geöffnetem Mund. Plötzlich sprang sie auf, lachte laut und unvermittelt auf und huschte wie ein Kobold zum Fenster hin, wo sie regungslos, die Stirn gegen die Scheiben gelehnt, stehen blieb.

Was war ihr?

„Weshalb lachten Sie?“ tastete sein lächelndes Befremden zu ihr hin.

Dies also war sie! —

„Weshalb lachten Sie?“ fragte er noch einmal, weil sie in ihrem sonderbaren Schweigen verharrte, die Arme lang am Rücken hernieder, die Finger, die sich leise auf- und niederkrümmten, ineinanderverflochten.

Endlich wandte sie sich schnell gegen ihn herum, mit blitzenden Augen und weißschimmernden Zähnen. Und wieder lachte sie ganz laut und schüttelte den Kopf.

„Hahaha! — O, ich freue mich, daß Ihnen mein Vortrag Vergnügen macht! — Ich werde Ihnen nicht viel mehr bieten können. Arm bin ich wie eine Kirchenmaus. — Haha! — Es war mein Lieblingslied. Nicht, es ist schön?!“

Er sah sie an; mit einem fast dummen Lächeln. Er fühlte sich verlegen und mißgestimmt.

„Ah soso! — Nun ja!“

Aber nun gewahrte er nur, wie köstlich zigeunerhaft sie aussah.

Durch die Heftigkeit ihrer Bewegungen vorhin hatte sich ihr der Haarknoten gelöst, und sie stand nun in der langen Flut ihres schwarzen Haares — die gelbe Rose lag vor ihr auf dem Teppich — mit dem Rücken gegen das Fensterbrett gelehnt, vor ihm, als eine vollkommene Carmen.

Sie lachte immer noch. Aus weitem Mund und blitzenden Zahnreihen hervor. Und von den Augenwinkeln gingen gegen die Schläfen hin ein paar kleine Fältchen, die ihrem Gesicht etwas Sinnlich-Üppiges gaben, fast etwas wie Cynismus.

Es wirkte so bacchantisch. Es suggerierte sich ihm wie mit einem Rausch.

Und nun war es prächtig, wie sie sich mit einer hurtigen Bewegung die Haare aufraffte und knotete, und sich schnell nach der Rose bückte, um sie wieder in das Haar zu stecken.

„Sie lieben Grieg?“ fragte er so hin.

„Ach ja!“ lachte sie. „Er ist so wie unsre ungarischen Tänze.“

„Sie meinen das Volkstümliche?“

„Jaja!“

Und wieder lachte sie.

Wie sie nur immer lachte! — Es machte ihn mißtrauisch. So cocottenhaft nahm es sich aus. Er wurde mißmutig und fast traurig.

Plötzlich fragte er sie, mit einem ironischen Accent: „Sie haben viel Leid durchgemacht, Fräulein Ilona! Wie?“

„Ach ja! Ja! —“

„Aber sehen Sie: nun haben Sie gar das Glück gehabt, die Diphtherie zu überwinden! Der beste Arzt wird Ihr leichter Sinn gewesen sein!“

Das hatte er halblaut, fast kühl und ein wenig nervös gesagt.

Er erhob sich kurz und verabschiedete sich.

Aber wie er durch den lauen Abendwind nach Hause ging, fühlte er sich fröhlich und erfrischt. Er summte sogar vor sich hin.

Als er sich, zu Hause angekommen, zufällig im Spiegel sah, erstaunte er, wie gesund er mit einem Male aussah.

Er war die ganze Zeit über so elend gewesen . . .

---

## X.

Der nächste Tag war ein Sonntag.

Als er gegen Mittag zu ihr kam, fand er sie zum Spaziergang bereit.

Ihr Zustand war der beste.

Es überraschte ihn, daß sie wieder eine ganz Andere schien.

Sie trug ein enganschließendes Kleid aus einem dunklen Stoff, in dem mattrosa und dunkel russischgrüne Farben ungewiß ineinander schillerten und in den bräunlich-schwarze kreisrunde Arabesken hineingewebt waren.

Es gab ihr etwas Geschmeidiges und machte ihre elastischen und munteren Bewegungen noch bestrickender.

Das Wetter war lind und sonnig.

Mit einer Unbefangenheit, die etwas Burschikoses hatte, gestattete sie ihm, sie zu begleiten. — Durch

den Park wollten sie ein Stück in das freie Gelände hineingehen.

Sie setzte sich ein isabellenfarbenes Filzhütchen auf, um das ein schwarzes Seidenband geschlungen war. Er half ihr in ein isabellenfarbenes Jackettchen.

Den Park durchwandelten sie und gelangten in das freie Gelände, das ihn an jenem grauverhangenen, stürmischen Eisgangtage gefesselt hatte und so wunderliche Gedankengänge in ihm wachgerufen.

Heute gingen milchweiße Frühlingswolken am lichtblauen Himmel. Ein lauer Wind wehte, so recht ein frischfröhlicher Sonnenwind. Die Weiden am Fluß, die neue Knospen und Triebe ansetzten, glänzten in gefrischten Farben, und über das braune Blachland war eine lustige Jagd von Schatten- und Sonnenlichtern. Sonntägliches Glockengeläut wehte von den Dörfern herüber, so lind und fein, daß es sich ausnahm wie Zitherspiel. Der befreite Fluß spiegelte in silbrigen Lichtern, und von den rauschenden Wipfeln des Parkes her jauchzten die ermunterten Krähenschwärme in die junge Sonne.

Ilona war von der freien Luft, die sie so lange entbehrt, bleich geworden; aber ihre Augen waren munter und sehr lebendig, und fast mit Gier schweifte ihre fröhliche Aufmerksamkeit.

Erhard hatte ihr den Arm gereicht; aber sie brauchte ihn nur wenig.

Da gab es hoch oben im klarsten Blau lange silberweiße Strichwolken zu bewundern, die sich ausnahmen wie zierlich gebogene, riesige Straußenfedern. Das wundersam aufgefrischte Carminrot, Orange, Safrangelb und Lichtgrün der Weidenzweige mit ihren vielen treibenden Knospen entriß ihr einen entzückten Schrei. Die sonnbestrahlten Dächer der fernen Häuser, von braunem, bläulichem oder violettem Astwerk überragt, ließen sie Halt machen. Die schwarzblauen Krähen und die großen grauen, die zwischen den Schollen stelzten mit würdevollem Kopfnicken, und das vom Flug frisch aufgewühlte Braun der Ackerkrume fesselte sie. Das gelbe Gras am Rande des Feldweges, zwischen dem bereits die jungen Triebe hervorwollten und in dem sich wohl auch ein paar überwinterte Marieenblümchen fanden; die breite, spiegelnde Fläche des Stromes, der in langen, prächtig geschweiften Windungen aus dem Blaudunst der Waldfernen herkam, mit lustigen, leise gurgelnden Strudeln dicht an ihrer Seite vorüberglitt, durch wisperndes Schilf und mit leisen wunderlichen Tönen die Wurzeln des Weidengestrüppes umkosend, um sich dann mit seiner lichten

Strömung in den Parkdämmerungen zu verlieren, versetzte sie in entzückte Träumereien.

Erhard sah sie nicht eigentlich an. Aber unausgesetzt ruhten seine Blicke auf ihrer Hand, die auf seinem Unterarm lag, und versenkten sich in ihr unbewußtes Spiel.

Aus dem enganschließenden Ärmelsaum des Jacketts kam bräunlich ein rundes und kräftiges Handgelenk. Es war von dem schmalen Ring einer goldenen Schlange umwunden; und es erweiterte sich zu dem intimen Spiel der kleinen kräftigen Hand.

Ihre ganze Seele schien in dieses kleine braune muskulöse Händchen zu strömen mit seinen feinen, ein wenig kurzen Fingern, die in beständiger Bewegung waren, staunten, sich verwunderten, in einem plötzlichen Schreck sich krümmten, die jauchzten und in wonniger Müdigkeit sich wieder beruhigten; die lachten, sangen, riefen, sprachen, fragten und träumten. — Und wie nur ihr Ballen war! Und die herzhaft kräftige Muskelkrümmung, die der gegen den Zeigefinger aufgebogene Daumen auftrieb!

Doch da kam ihm ganz unvermittelt der Gedanke an die Kinder.

Lebhaft stellte sich ihm ein kleines häusliches Idyll vor.

Hinter dem Hause im Obstgarten zwischen Apfelbäumen hatte er für die Jungen einiges primitive Turngerät aufstellen lassen, und die Kinder pflegten um diese Zeit dort unter Gretas Aufsicht ihre Übungen abzuhalten. — Er hörte die Kommandos und Aufmunterungen der Mutter; er hörte den Eifer und Jubel der Kleinen; und er sah sie dann nach vollbrachter Übung, hungrig von der frischen Luft und der Bewegung, lachend und schwatzend über ihrem Frühstück.

Und mit einem Mal vernahm er den fremdländischen Accent in Ilonas Stimme. Mit einem plötzlichen Unbehagen fühlte er die weite sonntägliche Einsamkeit des Geländes und die jagenden Lichter, die über Fluß und Gefilde glitten, die hetzende Flucht von Lichtern und Schatten, und die winselnden Windstimmen bekamen etwas Befremdliches und Bedrückendes.

Sie waren beide so allein! — Er und das kleine, lebendige und geschmeidige Weib mit seinen schwarzen, wunderlichen Augen.

Plötzlich fragte er sie mit einer laschen Stimme:

„Sagen Sie: Sie haben da ja einen Verehrer!"

„Einen Verehrer!"

Sie sah ihn ganz erstaunt an. Und dann lachte sie lustig, wie über einen Scherz.

„Er erkundigte sich da neulich, als ich zum ersten Male zu Ihnen gerufen wurde, so interessiert, ich möchte sagen, beinahe verzweifelt nach Ihrem Zustand?“

„Verzweifelt!“

Wieder lachte sie. Sehr amüsiert.

„Ach so! Edmund! — Jaja! — Er bringt mir Blumen. Besucht mich manchmal und bringt mir Blumen!“

„Das macht Ihnen Vergnügen.“

„Jaja! — Er unterhält mich! — Er ist so ein lieber Kerl! — Ich habe ja in seiner Familie Klavierunterricht gegeben.“

„Sie haben ein mitleidiges Herz!“

Er hatte seinen Arm freigemacht. Er war mißgestimmt.

Sie näherten sich einer kleinen Esche, die einsam am Wege stand. In der reinlichen Klarheit ihres Gezweiges saß ein Fink gegen den blauen Himmel und zwitscherte in den sonnigen Wind hinein. Sie blieb stehen und lauschte.

„Was sagten Sie eben?“ machte sie hinaufblickend, in lächelnder Zerstreutheit.

„O nichts! Nichts!“

Er freute sich über sie.

Wie köstlich leicht sie von Eindruck zu Eindruck gleiten konnte! — Und doch war darin etwas, das ihn verstimmte. — Und da fiel ihm auch gleich das Gespräch ein, das er an jenem Regenmittag mit Frau Fröhlich auf dem Treppenflur gehabt.

Wie sie wohl zu Frau Fröhlich und ihrer Umgebung stand!

„Sie kümmern sich nicht viel um die Leute?“ fragte er, und in seinen Worten war ein reserviertes Mißtrauen, ja! eine leise Verachtung.

„Wie denn?“ Sie blickte ihn an. „Gewiß nicht! Nein!“ —

„Frau Fröhlich hat Sie so aufopfernd gepflegt.“

„Frau Fröhlich? — Jaja! — Nun, man hält Nachbarschaft.“

„Fürchten Sie nicht, daß sich der junge Mann etwas in den Kopf setzt, wenn er so viel mit Ihnen verkehrt? Das sind so gefährliche Jahre für junge Leute. Sie können da auf alle möglichen Dummheiten kommen!“

„O, was denn für Dummheiten?“

Aber nein, wie kostbar naiv sie ihn jetzt ansah! Und das war ganz unverfälscht.

Er lachte.

„Nun denken Sie, was Frau Fröhlich neulich zu mir sagte. Wir trafen uns auf dem Treppenflur. Also der junge ‚Herr Edmund' besuchte sie und brächte Ihnen immer Blumen. Und daß er Sie anbete. — Frau Fröhlich nannte das ‚freie Liebe'. Sie fand das so schön. — Es wäre das Neuste. Sie hätte auch in Versammlungen darüber gehört!"

„So? — Freie Liebe?"

Sie lachte auf.

Eh! — Er kniff die Lippen. — Ihm war so fad. Er hätte sie am liebsten stehen lassen. Sie machte ihm da nun wieder den Eindruck irgend so einer Chansoneuse.

„Hm! — Nun, was denken denn Sie über freie Liebe?"

„Ach, eigentlich gar nichts. — Ich habe mir wirklich noch nicht die Mühe gegeben, darüber nachzudenken. Ich denke, das wird so eine neumodische Redensart sein?"

„Ja; eine ‚moderne Idee'."

Gott nein! Machte sie ein prächtig dummes Gesicht!

„Haben Sie noch nie einen Mann lieb gehabt?" fragte er heiterer.

„Ach nein.“

„Nie?“

„Nein! —“ Sie lachte naiv, belustigt wie ein Backfisch. „Das ist so langweilig und ernst. Wenigstens nach dem, was man so in den Romanen und Gedichten liest. Und dann ist es so furchtbar dumm.“

„Hm! — Das ist eine sehr gesunde Ansicht.“

Aber da waren sie an ihrer Hausthür.

„Wollen Sie mich nicht wieder besuchen?“ fragte sie ihn. Sie sah ihm mit großen hellen Augen mitten ins Gesicht und lachte. Die Hand drückte sie ihm, daß es ihn schmerzte.

So recht von innen heraus mußte er lachen. Sie that ihm mit einem Mal wohl!

„Gern!“ sagte er.

---

## XI.

Nach dem Mittagessen war es.

Erhard hielt seine Siesta. Im Schaukelstuhl lag er, rauchte seine Cigarette und trank mit Greta seinen Kaffee.

Die Mittagsstille heimelte im Zimmer. Er träumte den Rauchkringeln nach, die in der Sonne opalisierten, ließ sich vom Takt der Pendüle hypnotisieren.

Greta saß in ihrer angestammten Sofaecke in seiner Nähe.

Das war so schön, dachte er, daß sie jeden Mittag so auf ihrem gewohnten Platze saß!

Und dies tiefe, ruhige Schweigen, das dann zwischen ihnen war! — Ab und zu fällt ein Wort, halblaut, ruhig, lächelnd, aus einer stillen gefriedeten Ordnung von Gedanken heraus, die ein jeder nach Belieben vor sich hinspinnt. Die Uhr tackt, eine Fliege summt. Eine Beere von perlmutterfarbenen Bläschen schillert auf dem dunklen Braun des Kaffees. Farben und Lichter träumen lächelnd an den Gegenständen.

Greta hat die Arme unter der Brust verschränkt. Sie schlummert. Mit geneigtem Kopf und lächelnd geschlossenen Lippen.

Mit wie viel Takt und Geduld sie all seine Unruhen in der letzten Zeit getragen! So klug, so besorglich und ohne jeden Mißmut!

Und er sieht seine Jungen. Der ältere in seiner Schulstube. Der Kleine, der in seiner Kammer

liegt, auf seinem Bettchen. Sein blonder Krauskopf und die runden Backen, die im Schlummer blühen wie zwei Rosen. Das halbgeöffnete rote Mäulchen und der kleine hohe Brustkasten, von dem Rhythmus gesunder Atemzüge gehoben; die auf der Brust geballten kleinen Fäuste.

Er liegt mit halbgeschlossenen Augen zurückgelehnt und lächelt.

Da plötzlich hört er in der mittäglichen Stille des Zimmers deutlich den Klang eines Harfenakkordes.

Er zuckt in die Höhe. Lauscht. Läßt sich wirklich einen Augenblick überrumpeln. Natürlich ist es der Luftzug im Rauchfang. Indessen — seine Gedanken sind bei Ilona.

Gegen seinen Willen sind sie gekommen, haben ihn aus dem Unbewußten herauf überrumpelt, und gegen seinen Willen muß er sie gewähren lassen.

Er strebt dagegen an. Er wird sehr unruhig. Es ist ja doch geradezu wie eine fixe Idee!

Aber so süße Gedankenfolgen spinnen sich auseinander. Er kann nicht dagegen an, giebt sich hin.

Er reißt sich auf. Läuft hin und her.

Da öffnet Greta die Augen. Sie sucht ihn. Mit einem sympathetischen Feingefühl schien

sie sein Aufstehen bemerkt zu haben. Und doch war er nur immer bedacht, sie nicht zu stören, auf dem Teppich hin und her gegangen.

Aber es macht ihn ärgerlich, daß sie erwacht ist.

Weil es ihn in diesen — Gedankengängen stört?

„Weshalb läßt du dich denn stören? Ich bin doch ganz leise aufgestanden!" macht er verdrießlich.

„Wie denn?" fragt sie verschlafen. „Ich wache doch nur so auf? Ich habe gar nicht gemerkt, daß du aufgestanden bist."

Er antwortet nicht; schreitet weiter immer so hin und her.

Er sieht Ilonas Zimmer; spürt eine plötzliche rätselhafte Sehnsucht nach ihr. Es verlangt ihn, sie singen zu hören. Alle möglichen romantischen Vorstellungen stellen sich ein. Er sehnt sich nach ihrer naiven Fröhlichkeit. — Ha! Jaja! Diese Eigenschaft ist es vor allem! Das war in ihm der letzte, dauerndste Eindruck von ihr geblieben! Und es zieht ihn so zu ihr hin! — Und wie seltsam ihn das alles überrumpelt! So ganz gegen seinen Willen! . . .

Um sich zu zerstreuen, tritt er ans Fenster. Wendet sich nicht zu Greta, sondern tritt zum

Fenster. Will sich also zerstreuen und will doch diese wunderlich süßen Gedanken halten.

Er gerät in eine äußerste Nervosität.

„Aber habt ihr denn nicht nach dem Gärtner geschickt?“ fragt er ungeduldig.

„Nein, noch nicht, Lieb!“ sagte Greta.

Ah, Lieb! Wie läppisch! — Überhaupt: ihre Ruhe und Liebenswürdigkeit! — Die ewige Liebenswürdigkeit! Geradezu langweilig, blaßblütig! —

„Na aber, es wird ja doch die höchste Zeit, daß der Garten eingerichtet wird! — Was ist das denn für eine Bummelei! Ich — begreife dich nicht! — Ja nun, und! Weshalb siehst du mich denn eigentlich immer so merkwürdig an?! So — beleidigt?! — Das wäre denn doch wohl die unausstehlichste Art auszudrücken, daß man sich beleidigt fühlt: Dieses — sanfte Schweigen!“ zog er durch die Zähne.

„Ich wüßte überhaupt nicht, weshalb du dich beleidigt zu fühlen hast! Was soll denn diese Empfindlichkeit mit einem Mal?!“

Sie sah ihn nur an. Mit großen, entsetzten Augen. Totblaß war sie und zitterte.

„Ich — fühle mich nicht — beleidigt?“ stammelte sie leise.

Im nächsten Augenblick lag er ihr zu Füßen und küßte ihre Hände, die er preßte.

„Greta! — — Verzeih!! O verzeih!“

Aber es minderte ihren Schmerz nur zur Sorge.

„Mein Gott! Was ist dir?!“

„Nichts! Nichts! — Verzeih! Verzeih' mir nur, du — Süße!“

„O Gott!“

Hurtig bog sie ihren Mund zu ihm hinab. Zwei Thränen rannen ihr langsam über die blassen Wangen. Aber sie lächelte.

Er küßte sie. Mit einem langen Kuß. Aber es war in ihm so viel verzweifelte Zufluchtnahme!

Noch nie hatte er sie so geküßt:

Und es erlöste ihn nicht.

Müde schlich er in sein Arbeitszimmer.

Denn dies war in ihm haften geblieben, mit einem eisigen Befremden: zum ersten Mal in ihrem ganzen Zusammenleben war ihm eine Seite ihres Wesens fremd, ja — abstoßend gewesen, die in all den Jahren sein schönstes Glück ausgemacht; und zum ersten Male hatte er sie, gerade um dieser Eigenschaft willen, beleidigt . . .

Doch er blieb diesen Tag bei ihr; und eine

ganze Zeit lang fühlte er für sie eine heftigere, aber unruhige Sympathie . . .

---

## XII.

Womit Ilona Erhard so verwirrte wie bestrickte, war ein wunderliches Gleiten und Wechseln ihres Wesens.

Er hatte Augenblicke gehabt, wo er sie für eine Emancipierte hielt, für so eine theoretische und theoretisierende Dame mit allerlei ‚Prinzipien'.

Doch hiervon kam er ab.

Nein, so selbständig sie war, so resolut und lebendig, so wenig war ihr Wesen bewußt. Durchaus war sie affektuös und impulsiv bis zur Genialität. Nichts that sie aus Prinzip oder mit irgend welchem Raffinement irgend einer Absichtlichkeit.

Eigentlich war sie so eine rechte Zigeunerin.

Sie war fröhlich bis zur Wildheit, träumerisch bis zu der animalisch-melancholischen Träumerei der Pußta-Hirten, die stundenlang nachts auf der

Endlosigkeit ihrer Ebenen bewegungslos am Wachtfeuer hindämmern können, gleichsam vereint in die große, erhaben-melancholische Eintönigkeit der Natur, die sie umgiebt, um dann wohl, mit einem plötzlichen Übergang, zu einem ihrer wilden heimatlichen Tänze aufzuspringen. Dies hatte Jlona, und es schien Rasseerbteil.

Ihre Naivetät konnte bis zur Dummheit gehen. Und wieder hatte sie Einfälle von einem verblüffenden und hinreißenden Geist. Sie hatte Mutterwitz, konnte sehr praktisch sein und einen Hang zum Leichtsinn zeigen, der indessen nie bis zur Saloppheit ging. In ihrem Äußeren konnte keine Weltdame sauberer und reinlicher sein als sie. Nichts von alledem aber hatte sie aus Kultur und Bildung.

Dies alles erfrischte ihn so wundersam; machte ihn jung. Und — drängte einen Hang zum Reflektieren in ihm zurück, dessen Hypochondrie ihm von jeher zugesetzt.

Es war der Bann, den sie auf ihn übte; der sich fester und fester zog.

Er hatte sich da mit ihr so eine Art von Five o'clock eingerichtet. Sie pflegten in ihrer Stube zusammen zu sein. Sie tranken dann Thee aus zwei

prächtigen alten Sèvres-Tassen, die sie von ihren frühverstorbenen Eltern geerbt hatte, knabberten Bisquit und er rauchte seine Cigarette.

In der zweiten Märzhälfte war Erhard wieder einmal um diese Zeit bei ihr.

Unter den vorgezogenen roten Gardinen waren die Fenster halb geöffnet. Die Abendluft drang herein und erregte süßer und eindringlicher den Duft der Hyacinthen, die auf den Fensterbrettern standen.

Beide Fensterbretter standen voller Hyacinthentöpfe, die mit bunten Hülsen von feingeripptem Seidenpapier umsteckt waren.

Auf dem Tisch brannte die Lampe unter dem roten Seidenschirm. Die Behaglichkeit der Dämmerung heimelte in Winkeln und Ecken.

Über einem schwarzen Rock trug Ilona eine feuerrote Bluse. Sie lag im Schaukelstuhl neben dem lichtgelben Rohrtischchen gegen den Hintergrund des schwarzen Japanschirmes mit seinen goldgestickten Reihern. Erhard saß auf der anderen Seite des Tischchens und rauchte seine Cigarette. Halb waren sie in der Dämmerung, halb traf sie der rote Schein der Lampe. — In der Dämmerstille des Gemaches summte und piepte der kupferne Theekessel. Und es war so schön, in das magische

Spiel der feinen rauchblauen und mattrötlichen Flämmchen zu blicken!

Sie schwiegen.

Ilona schaukelte sich leise. Ihre wunderbaren Augen und der Mund lebten und vibrierten von einer fröhlichen Unrast heimlicher Gedanken. Sie huschten um die Mundwinkel, blitzten unversehens aus dem großen, schwarzen Rund der Pupillen hervor, machten ihr die Nasenflügel vibrieren und zuckten magnetisch durch den Finger, mit dem sie sich unterhielt, ihre Schläfenhaare kokett zu langen Ringellocken auszuziehen. Den einen Fuß hatte sie dabei steif vor sich hingereckt. Ihre Füße steckten in schwarzen Strümpfen. Auf der zierlich gestreckten Fußspitze vergnügte sie sich das hellgelbe Lederpantöffelchen in einem mannigfaltigen Rhythmus zu wippen.

Mit einem Male aber ließ sie beide Füße hurtig zu Boden sinken, daß ihr das eine Pantöffelchen entglitt, und den Finger eifrig aus dem Lockenringel windend, lachte sie auf und hüpfte, den einen Fuß im Strumpf, den anderen im Pantöffelchen an den Schreibsekretär. Als sie hier ein Weilchen mit eifrigen Händen umhergekramt, kam sie schnell mit einem bunten Briefchen zurück, das sie ihm kichernd reichte.

Dann warf sie sich wieder, mit ein paar zierlichen kurzen Griffen den Rock raffend, in den Stuhl.

Er las.

Ilona wartete, immer so leise vor sich hinkichernd, beide Hände gespreizt vor dem Gesicht und durch die Finger zu ihm hinblinzelnd.

„Ein Liebesbrief!“ fing sie mit einem Mal an. „Von dem gütigen Spender der Hyacinthen da. Wissen Sie: wer?“

Sie hatte wieder beide Füße steif nach vorn gereckt und wippte das Pantöffelchen. „Der Bankier Rieger! Der kleine Bankier Rieger!“

Erhard starrte vor sich hin. Er hatte nur die ersten Zeilen gelesen. Er war blaß geworden.

„Denken Sie! Alle die Hyacinthen hat er mir geschenkt! — Haha! — Der kleine Bankier Rieger! Der Millionen-Rieger!“

Erhard war, als habe er einen Peitschenhieb bekommen. Er spürte nichts als eine wahnsinnige Eifersucht und einen maßlosen Ekel.

„Sie werden ihn ja sicher kennen,“ plauderte Ilona weiter. „So ein Gigerl ist er. — Hahaha! — Die Glatze und das dicke rote Gesicht mit dem weißen Schnurrbärtchen! — Hahaha!“

„Die — Hyacinthen! — hat er Ihnen — geschenkt!"

„Nicht wahr? — das ist doch furchtbar nett von ihm?"

„Und — Sie haben sie genommen!"

Sie schwieg, einen Augenblick ungewiß.

„Ach, sie sind doch so wunderbar 'ßön!" machte sie naiv. Wie sich dies gebrochene Deutsch anhörte! . . .

„Darf ich bitten?" machte er kurz, ihr das Briefchen mit einer schnellen Handbewegung hinreichend.

„Hm! — Und Sie zeigen mir diese Korrespondenz?"

„Ach, was ist denn da weiter? Und Ihnen! — Alles kann ich Ihnen mitteilen. Jedes Geheimnis. — Sie sind mein Freund!"

Das sagte sie so warm und impulsiv.

Es verwirrte ihn.

„Das Leben danke ich Ihnen!"

Ihre Stimme ward leidenschaftlich. Ihre Augen glühten.

Er mußte lächeln.

„Vom Tod haben Sie mich gerettet! Nichts brauch' ich Ihnen zu verheimlichen. Und ich mag

Sie so gern! — Ich habe Sie lieb! — Sie hab' ich lieb! — Sie sind so gut! —"

Wieder mußte er lächeln.

„O das ist wahr und wahrhaftig!" rief sie mit einer jähen, heißen Geste. Hochrot, in bronzener Glut brannten ihre Wangen. „Alles sag' ich, wie ich's denke! Glauben Sie! — So gut und gescheit sind Sie!"

Jetzt weinte sie fast vor Leidenschaft.

Sie verwirrte ihn völlig.

Aber plötzlich erhob er sich. Er ertrug es nicht länger, bei ihr zu sein.

„Wie denn?!"

Tieferschrocken sprang sie auf und starrte ihn an.

„Weshalb wollen Sie gehen?! — Wo wollen Sie hin?! — Was hab' ich verschuldet?!"

Ganz bleich war jetzt ihr Gesicht. O und wie ihre Augen dunkelten! In wie wundersam bestrickender Unschuld!

„Aber ja!" — Er brach in ein lautes Lachen aus. „Nicht doch! Natürlich bleib' ich!"

„O, nicht wahr?!"

Wie sie aufatmete. Wie köstlich beruhigt! — Und wie sie dann lachte, vor herzlichster naivster Freude!

Er biß sich in die Lippen.

Was war sie nun?!

Aber nichts wußte und fühlte er, als daß sie unsinnig schön sei.

„Darf ich also noch um eine Tasse Thee bitten?“ sagte er mit einem unbestimmten, halblauten, stoßenden Lachen.

Mit blitzenden Augen, vor Eifer und Freude schweigend, überaus hurtig schenkte sie ihm ein.

Völlig war sie wieder fröhlich. In blinkender Pracht lachten ihn ihre gesunden Zahnreihen an.

Sie berauschte ihn. — Unablässig hafteten seine Augen an ihrem Anblick.

Und plötzlich, ganz plötzlich riß er ihre Hand an seinen Mund und küßte sie.

Sie erschrak. Aber dann, mit fast zärtlich zurückgebogenem Kopf, unter halbgeschlossnen Lidern mit einem tiefen Blick auf ihn niedersehend, lachte sie ein halblautes Lachen, ein überaus wunderbares, gehaltenes, warmes Lachen.

Und da, mit einem Mal, hielt er sie in den Armen, preßte sie an sich und küßte sie.

Aber sie erwiderte seine Zärtlichkeit nicht. Ihre Zähne knirschten. Aus aller Kraft rangen

ihre Arme, ihn von sich fortzustemmen. Plötzlich merkte er's und gab sie betroffen frei.

Mit zerzaustem Haar und glühendem Gesicht eilte sie von ihm weg gegen den Hintergrund des Zimmers, von wo aus sie mit gänzlich betroffenen, tief unschuldigen Augen zu ihm hinstarrte.

Was — war dies!!

Und welch eine Seligkeit wollte in ihm aufjauchzen!!

Zögernd trat er auf sie zu.

„Ilona!"

Da lächelte sie. Ihre Augen, ihre Wangen, ihr Mund, alles an ihr wurde ein rosiges, zutrauliches Lächeln. Und dann hob sie die Hand und reckte sie ihm entgegen und sagte:

„Du!"

Eilig ging er zu ihr hin, hob ihre Hand an seine Lippen und küßte sie mit einem fast ehrerbietigen Kuß.

Aber da hatte sie sich schon wieder von ihm losgerissen. Auf das Piano war sie zugelaufen. Die Geige lag drauf. Sie riß sie an sich. Und mit seltsam großen, tiefen Augen ihn anlachend, drückte sie das Instrument an ihren Hals und begann zu spielen.

Es war eine Phantasie.

Aufs Geratewohl spielte sie. Nicht sie: es! — Der Rhythmus ihres Blutes, der Steam ihres kräftigen, gesunden Temperamentes, die Vibration ihrer gesunden Nerven zuckte durch ihren Arm, in das Handgelenk hinein, in die tastenden Finger und wurden Ton, so seltsamer, mystisch artikulierter Klang. Die Saiten sprachen. Worte, die deutlich waren und doch neckisch sich verhüllten. Aber mit Staunen lauschte er und mit einem wie plötzlich erlösten Glücksgefühl, wie einem neuen freudigen Evangelium, dessen Offenbarung sich ihm aufthat: es war Freude, was dies Spiel belebte! Freude! Freude! Freude! — Reine, stürmische, feurige, so unsagbar gesunde Freude; lachend, zärtlich, kosend, schelmisch, dunkel träumend, jauchzender Übermut, kichernd! Kerngesunde, rotwangige, blitzeäugige Freude! . . .

Mit verschränkten Armen stand er im Zimmer, im warmen Rot der Dämmerung, in den berauschenden Hyacinthendüften, in heimlich kosenden Lichtern und stillen Farben und lauschte, hingegeben, mit unsagbarem Wonnegefühl, wie ein Genesender.

Was war das!!

Wie die Trägerin einer neuen Offenbarung, wie die Verkünderin einer neuen Religion der Freude stand sie vor ihm, ganz Leidenschaft, reine entrückte Leidenschaft und Seele dieses Spieles.

Befreite sich in ihm etwas? Enthüllte sich ihm eine Zukunft? Ward seine Welt ihm frei?

Aber dies eine war sicher: nie mehr würde er aus diesem Bann können! Und daß es Frevel wäre, der nie zu sühnen, wollte er jemals ihm sich entziehen . . .

---

## XIII.

Mehr und mehr nahmen die Tage zu. In den Gärten sangen die Drosseln, die Stare und Finken; auf den Feldern stiegen die Lerchen. Der Rasen belebte sich. Die ersten Lenzblumen machten die Beete bunt. An Baum und Strauch sprangen die Knospen. Die lauen Winde strichen über die Felder und durch die Gärten.

An einem Nachmittag war Erhard mit Jlona zu einem Spaziergang aufgebrochen.

Ein Veilchenbouquet im Knopfloch ihres isabellenfarbenen Jackettchens, hing sie an seinem Arm und ließ sich durch die stillen und reinlichen Straßen der Villenvorstadt in den Park führen.

Lind wärmte die Sonne und verschönte alles.

Da war zwischen Neubauten ein Stück Gartenland, das die Bauwut, die zur Zeit in der Stadt herrschte, noch freigelassen. Ein halber Morgen Land mit einem kurzen, staubigen Rasen, mit Schutt übersät und mit rotem Backsteinstaub überstäubt, von ein paar Kirschbäumen noch bestanden, die schorfige, verbogene Stämme reckten und flechtenüberwucherte Äste. Aber es war so lustig, wie das alte Geäst sich entfachte mit dem krißligen Flimmer seiner brechenden Knospen.

Ein stiller, lindsonniger Frühlingnachmittag war es mit der sauberen und heiteren Gleichmäßigkeit seiner Farben, die auch gewissen Herbsttagen eigen ist.

Den Park durchschritten die beiden, gelangten ins freie Land und wanderten dicht am Flusse hin, den sie überschritten, um auf dem anderen Ufer weiter zu promenieren, bis sie an der Spitze der Insel das Gartenrestaurant erreichten, von dem es

einen sonnigen Weitblick gab über die breitere Fläche der beiden wieder vereinten Flußarme.

Sie kehrten ein, ihren Nachmittagskaffee hier zu trinken und fanden Platz in einer Art geschlossener Veranda, die geheizt war, und die auf den Flußspiegel hinaussah.

Zwei Fensterflügel standen offen. Die milde Luft und die Sonne drangen herein.

Die linde Witterung machte die beiden heiter und still. So saßen sie an dem Restaurationstisch mit seinen lackierten Eisenfüßen und seiner buntgewürfelten Decke.

Auf dem Grasfleck zwischen dem Gebäude und dem sandigen Flußufer gackelte und pickte ein Hühnervolk. Zwei alte Eschen standen abseits. Mitten im Geflimmer ihres Gezweiges hatte ein Schwarm Stare Rast gemacht und zwitscherte und schwatzte durcheinander. Sie lauschten und betrachteten die schlanken, schaukelnden Leiber der Tiere, die der helle Sonnenschein bräunlich machte. Sie beobachteten die Gondeln und Fischerkähne, die am Strand lagen oder draußen über die breit blinkende Fläche des Flusses glitten, der hier Strom war, weite glänzende Furchen in das sonnige Wellengekräusel ziehend. Weit hinaus breitete es sich bis

zum Saum der fernen Wälder, die in blauen und violetten Nebelfarben tönten. Ein Schleppdampfer keuchte mit einer langen Kette von Frachtkähnen heran. Eine lange, veilchenfarbene Rauchfahne zog er nach, und blitzender Silberschaum rauschte hoch um die breitvorspringenden Kästen der Schaufelräder.

Fröhlich unterhielten sie sich über die gleichgültigsten Dinge, und fanden sie wichtig und bedeutsam.

Sie gedachten der braunen Ackerbreiten, an denen sie vorbeigekommen und die überhaucht waren von dem grünen Schimmer der Saat, die mit zahllosen, wie transparenten Spitzchen aus dem Dunkel der Schollen brach. Der Pflüger gedachten sie. Die blinkende Pflugschar sahen sie und hörten den hellen Zuruf des Ackerknechtes, sahen den blaßrot gewürfelten Barchent seines Hemdes, der im frischeren Lufthauch des Gefildes um die gespannten Armmuskeln flatterte; sahen seine haarigen braunen Fäuste, die sich um die geschweiften Hörner des Sterzes preßten; sahen die braunen und silberweißen Glanzlicher auf den runden Leibern der Ackergäule, die sich schnaufend mit nickenden, vorgereckten Köpfen, mit breiten, umhaarten Hufen durch die aufgewühlten Furchen mühten; die flachsköpfigen

Jungens, die hinter dem Pflug herliefen und die weißen Engerlinge in ihre braunen Henkelkörbe sammelten. Sie hörten die Lerchen, die schräg aus dem dunklen Boden gegen das Himmelsblau aufflatterten, um dann kerzengerade aufzusteigen und sich mit endlos jubelndem Gezwitscher in der klaren, gleißenden Höhe zu verlieren. Über den ersten Staub des Jahres freuten sie sich, der sich vorhin, als sie den Feldweg herkamen, mit einer feinen, weißgrauen Schicht auf ihr Schuhwerk gelegt. Sie gedachten der entfernten Stadt mit ihrer langgestreckten, von den Türmen überragten Häusermasse, die mit hellen Farben zwischen den Bäumen hervorlugte.

Dann kam die frühe Dämmerung. Hinter der Waldung versank die rote Sonne, umhaucht von lila, violetten, und bläulich-grauen Nebeldünsten unter breiten, mattgoldigen, rosa und lichtapfelgrünen Himmelsfarben.

Durch die Heimlichkeiten des Abends wanderten sie zurück, den jungen Frühling im Blute.

Sie hing an seinem Arm, mit gesenktem Haupt seinem Flüstern lauschend.

So seltsam einen sich in seiner Seele Begier, sie zu besitzen und ein Zweifeln, ein wunderliches

Fragen in das Geheimnis ihrer Seele hinein; seltsam einen sich Glück und Bitterkeit. Was hatte es mit jenen Präsentmachern zu bedeuten, die ihr da Blumen brachten und ihr Briefe schrieben!

Und nun tritt er mit ihr in das heliotropduftende Halbdunkel ihres Zimmers ein.

Er ist in einem wunderlich verträumten Rausch.

So sonderbar wirren sich die Eindrücke des Spazierganges mit der Stimmung dieser Umgebung.

Die hohen, dunklen Pyramiden der italienischen Pappeln am Weg, der sie durch die freien Strecken der Parkwiesen führte, die in die mattblaue Höhe des Abendhimmels raunten, tauchen auf wie Symbole aus der Empfindung eines linienweiten Glücksgefühles. Die Dämmerweiten der Fluren mit ihrem frischfeuchten Erdgeruch der neubefruchteten Schollen, in dem etwas unsagbar Heiliges und Vertrautes ist; die blinkende Weite des Stromes, die große Linie der fernen Wälder und die hundert, wie neckisch spielende Lichtflämmchen aufblitzenden kleinen freundlichen Eindrücke all der Freilichtnähen, die ihre Sinne heut' aufgenommen; dies alles, was heute den Rhythmus ihres Blutes und ihrer Gedanken bestimmt: alles dies ist ein einziger großer, frommer Untergrund, ein Ineinanderspiel heimlich

wonniger Schauer, ist Sehnsucht befeuerten und verjüngten Blutes, Rhythmus, Klang, violenblauer Unterton, Seele. Und alles, alles ist nichts, als sie! . . .

Regungslos stehen sie, einander fern, mitten im Dämmer des Zimmers, in diesem Parfüm, das ihm eine feste Eigenschaft und irgend ein Symbol ihrer Wesenheit geworden. Still wie zwei Kämpfer, vor dem Beginn ihres Ringens, fällt ihm plötzlich ein . . .

Ein leiser Lichtschein von draußen macht leise das goldgelbe Erz der Harfe blinken, die in ihrer Ecke lehnt.

Seine Augen sind nicht auf sie gerichtet, er sieht sie nicht; und doch weiß er alles von ihr; hundert heimliche Vibrationen eines verborgenen Magnetismus, hinüber und herüber, sind eine tiefe, mystische Sinneseinheit, mit der seine Seele sie innigst umfaßt. Er fühlt die dunkle, elastische, wildjunge und gesunde Schlankheit ihres Leibes in dem müden, träumerischen Halblicht des Gemaches. Das innerste Beben ihrer heimlichsten Fibern spürt er; es ist das seine. Da ist kein Unterschied. Zwei dunkelsammtene mystische Violen sind ihre wundersamen Augen. Ein seliger Klang ist die Linie

ihres Hauptes, und der Zauber einer überaus holden Melodie ist ihr Leib, ist das blasse Phosphoreszieren ihres Gesichtes und ihrer Hände. Und alles Bann und Seele und Warten; bebende, sehnende Überfülle der Erwartung.

Ein leiser Seufzer vibriert durch die tiefe, dunkle Stille. Sie regt sich. Lautlos huscht sie durch das Gemach, fällt auf die Chaiselongue, das Gesicht in die Hände und in die Kissen gedrückt.

Sogleich ist er bei ihr. Seine Hände umfassen ihren Leib, tasten nach ihrem Haupt. Der Hauch seiner heißen Lippen an ihrem Ohr, ihrem dunklen Schläfengelock, hundert heiße Liebesworte stammelnd . . .

Und ihre Sinne schwinden in einem langen, langen Kuß . . .

---

## XIV.

Mitten zwischen seinen Apparaten und Geräten saß Erhard im Arbeitszimmer und ließ wie eine

Vision das selige Ereignis jenes Lenzabends an sich vorüberziehen, aus der Rauschvergessenheit jener Stunden alle Schätze der Erinnerung hebend.

Und: weinen hätte er mögen vor Liebe, unbändigem Glück und — Reue!

Denn alle Wonne unberührter Jungfräulichkeit hatte ihm Ilona an jenem Abend dargebracht. Mit so köstlich herber Keuschheit hatte sich ihre jungjüngferliche Tugend gewehrt, über die mystische Schwelle der Leidenschaft in das dunkle Heiligtum einzugehen. Noch vibrierte in seiner Seele das süße Weinen der Besiegten, in dem doch so viel holde, in dem alle jungfrische Kraft liebeverlorener Hingabe gewesen. — Er sah die wirre, bunte Unordnung wieder, in die ihr süßes Ringen das Zimmer gebracht, verstreute Gegenstände, umgestürzte Möbel; er fühlte das warme, stürmische Pulsen ihres jungen Leibes, seinen gesunden Duft noch einmal.

Und — laut mußte er auflachen vor herzhafter Freude, wie er daran dachte — es war so überaus hold und keusch gewesen, alle Schönheit der Unschuld hatte sich ihm offenbart: die stürmische, wonnevergessene, zwischen Lachen und Weinen schluchzende Dankbarkeit, mit der sie ihre warmen Arme um

seinen Hals geschlungen und mit heftigen Küssen seine Umarmung gelohnt! Und wie sie es dann gewesen, die mit Händen, welche vor keuscher, holdnaiver Begier gebebt, ihn in erneute Umarmung gezogen! — Der endlose, vergessene Abschied, die holde Flüsterbitte um Wiederkehr unter süßem Erröten gestammelt, all ihre so überaus herzhafte und unbedingte Hingabe!

Und die Erinnerung spielt sich auseinander in hundert Eindrücke.

Das Halbdunkel ihres Zimmers! — Leis und traulich spielt sich das Gaslicht vom Hof durch die Gardinen und legt die Fensterkreuze schräg auf den Teppich, seine Farben und Zeichnungen in eine unbestimmte Helle bringend. Der linde Heliotropduft, mit dem sich der Ruch eint, den der Dunst ihrer Achselhöhlen haucht, ein Ruch, süßer als alle Wohlgerüche der Welt! — Die stillen Reflexe der Möbel! — Eine Erschütterung, die mit wonnig geisternden Lauten durch das Metall der Harfe geht. Es ist wie das Kichern eines unsichtbaren, holden Lauschers. Die Seufzer und Laute selbstvergessenen Liebeskampfes, die durch die Stille beben; die Laute hingegebener Zärtlichkeit, drückenden Wonneleides; der unvergeßliche Schrei ihrer überwundenen,

sterbenden Unschuld; die seligen Worte versunkenen Liebegeflüsters mit ihrem weichen Rosen, die dunkel sich entflammen und hinüberwandeln in die brutaleren Liebkosungen entfachter Leidenschaft, die weh thut mit Schmerzen, die dennoch Erlösung sind; die Seufzer seliger Ermattung! . . .

Er sieht ihre heilige Nacktheit, die mit einem leisen Schimmer durch das warme Dunkel des Zimmers phosphoresziert; er fühlt die wonnig gleitenden Linien ihres Leibes, die fließenden Bewegungen seiner warmen Formen: jetzt heftig gespannt, von Krämpfen der Wonne erschüttert, jetzt lind ermattend in wundersam verhauchender Müdigkeit, in der seligstes Ruhen ist. Er sieht die süßen Schatten, in denen ihre halbgeschlossenen Augen dunkeln, und die weiße Bleichheit höchster Lust auf ihren Wangen; die runden weißen Kreise auf ihren Wangen, die sich mit leisem Übergange gegen die Schläfen, das Kinn und die Ohren, gegen die Kehle und den Hals hin in einem Hauch von Bernsteinbraun verlieren. Die dunkle, süße Wirrnis ihres gelösten Haares sieht er, und wie sich ihm selig wieder das strahlende Geheimnis ihrer Augen erschließt. Er fühlt die Kraft ihrer jungen Arme, verdoppelt von der Ekstase der Leidenschaft, der zum

ersten Mal Entladung wird. Er sieht und fühlt das unaussprechliche Spiel ihrer Hände, das hundert Offenbarungen bedeutet.

Dies alles war Wiedergeburt der Liebe und doch ganz Neues, Besonderes, noch niemals Dagewesenes und von ihm Erlebtes, mit seinem besten Geheimnis unantastbares Wunder.

Plötzlich beginnt er zu schreiben.

„Du bist wie eine Melodie, die ich voreinst gehört, in fernster Zeit, vor Aeonen schon, da ich ein Andrer war auf einem anderen Stern, einsam in der Pein einer unfruchtbaren und ungestillten Sehnsucht. Damals schon töntest du mir Verheißungen fernster, seligster Zukünfte zu über Vergehen, Wiederwerden und abermaliges Vergehen hinaus, Verheißungen, die ein heimliches Ohr in mir vernahm und ein seliges, untergründiges Erinnern verstand; denn voreinst schon, in anderen Aeonenfernen genoß ich die Erfüllungen dieser Verheißungen. Immer warst du bei mir, die Genossin meiner Ewigkeit. Ewig gaukelte unser neckisches Spiel zwischen Gewähr und Versagen.

Du bist eine Schuld, die mich verfolgt von Ewigkeit und Sühne will. Du bist Schuldnerin und willst Versöhnung.

Du bist diese und eine andre und die Immergleiche.

Alle Fülle bist du, je und je!“

Und wie ein verliebter Junge zog er eine Locke hervor, die er ihr gestohlen, und preßte sie an seine Lippen . . .

---

## XV.

In später Stunde kam Erhard eines Abends heim von Ilona.

Er hatte das gemeinsame Abendessen verfehlt. Schon längst waren die Kinder zu Bett gebracht.

Kaum machte er einen Versuch, sich bei Greta, die ihn erwartete, zu entschuldigen. Nicht zwei Worte tauschte er mit ihr, hauchte ihr einen nachlässigen Kuß auf die Stirn und zog sich dann in das Arbeitszimmer zurück.

Doch er arbeitete nicht. Bis tief in die Nacht hinein saß er bei einer Cigarette, im Zauberbereich dieses Rausches, aus dem er nicht mehr herauskam,

in dem er Greta und seine Familie vergaß, in dem vorderhand jeder Konflikt erstarb, der ihm von ihrer Seite her hätte drohen können.

Gegen Mitternacht begab er sich endlich in das Schlafgemach.

Leise öffnete er die Thür und trat behutsam ein.

Er fühlte sich erleichtert, als er wahrnahm, daß Greta schlief.

Das Gemach war eines linden Mondlichtes voll.

In diesem Glast sah er Greta.

Ganz still lag sie auf der Seite. Mund und Augen waren geschlossen. Doch hörte er keine Atemzüge, und es wollte ihm scheinen, als wäre mit einem Male der Hemdsaum, der vorhin bei seinem Eintritt die Brust entblößt gelassen, in die Höhe gerafft, und als sei die Lage der Hand, die den Saum gegen die Brust zu halten schien, eine willkürliche.

Aber nein! Sie schlief dennoch wohl! . . .

Sehr vorsichtig, sie ja nicht zu wecken — der Gedanke war ihm so peinlich, sie könne jetzt aufwachen — schlich er sich zu seinem Bett, entkleidete sich verstohlen und legte sich nieder.

Aber er konnte nicht einschlafen.

Er blickte zu Greta hinüber. Völlig regungslos lag sie noch immer in derselben Stellung.

Aber ja! — Sie schlief! — Ganz fest! — Jetzt hörte er ihre Atemzüge . . . .

Er betrachtete sie.

Und er wurde unruhig.

Ein wunderliches Gefühl von Scham und Verlegenheit überkam ihn.

Mein Gott, er hatte sie ja all die Tage her kaum beachtet. Seine Unruhe nahm zu.

Er fühlte Kopfdrücken, sein Atem begann zu schnaufen, seine Augen brannten und sein Puls ging schneller.

Lange lag er so.

Da beobachtete er plötzlich eine leise, vorsichtige Bewegung ihres Armes.

Ohne sich im übrigen zu regen, zog sie ganz leise den Hemdsaum höher über ihre Blöße.

Er erschrak.

Würde sie etwa aufwachen!

Und mit einem Male bedrückte es ihn: sie war ja all die Tage her so sonderbar still gewesen; hatte ihn immer mit einer so merkwürdigen stummen Frage angeblickt.

Eigentlich sah sie auch angegriffen aus.

Endlich fiel er in einen Halbschlummer und lag eine Zeitlang in kunterbunten Träumen.

Da glaubte er plötzlich ein leises Rauschen zu hören! — Und jetzt! — Ja! — Jetzt — war es wie ein leises Weinen.

Auf der Stelle erwachte er.

Sie — weinte?!!! . . .

Jede Fiber, alles in ihm war atemstockendes Lauschen nach diesem stillen Weinen.

Sie weinte! — Litt! . . .

Er glaubte, das schmerzliche Zucken ihrer weißen Schultern zu fühlen.

O Gott!

Einen Augenblick wollte es ihn in die Höhe treiben, zu ihr hin. Aber es hielt ihn, wie mit einer Starre.

Und jetzt — wandte sie sich leise herum.

Ohne zu ihr hinzublicken, fühlte er den Ausdruck ihrer guten, traurigen Augen, fühlte er die kummervolle Bleichheit ihrer Wangen und fühlte in diesem schmeichelnden Mondglast die großen Thränen blinken, die ihr die Augen füllten; fühlte den schmerzlichen Rhythmus ihrer Brust; nahm ihre Hände wahr, die sie auf das Herz preßte.

Sie hatte so wundersame Handgelenke. So überaus liebe, fast jungfräuliche Handgelenke.

Es rührte ihn plötzlich.

Eine Zärtlichkeit überwältigte ihn mit einem wehsüßen Mitleid.

Doch da! — es durchzuckte ihn wie mit elektrischer Gewalt — leise, unsagbar leise, so überaus zaghaft, bittend in Sehnsucht, in Scham stockend, vibrierte es zu ihm herüber.

„Erhard . . . .“

Sie glaubte, er schliefe. Hoffte vielleicht, ganz fern, daß er erwachen werde? Es war ihr eine Wohlthat seinen Namen zu flüstern! . . .

O Gott! —

„Greta?“

Schnell war er gegen sie herum.

Sie fuhr zusammen; ihre Augen weiteten sich in einem heftigen Schreck.

„Ach du — bist wach?“

„Ja, Greta!“

„O, ich — dachte, du schliefest?“ stammelte sie.

Sie wandte die Augen ab. Sie war glührot geworden.

„Riefst du mich an?“

Seine Stimme bebte. Auch er wandte die Augen beiseite.

„Nein! — Nein!“ machte sie hastig.

Wie sie zitterte! . . .

Und bis zum Hals hatte sie die Decke hinaufgezogen.

Im nächsten Augenblick war er auf ihrem Bettrand.

„Greta!“

Seine Augen waren feucht vor unbändigem Mitleid.

„O geh! — O laß mich!“

Glührot, mit zusammengepreßten Augen und Lippen, rückte sie von ihm fort. Ihre Glieder zuckten förmlich.

„Greta, doch! Du riefst mich! — Greta! Was ist dir?“

„Mir?“

„Aber da brach sie schon in Schluchzen aus. Sie zuckte wie in Krämpfen.

„Greta!“

Er umfaßte sie; beugte sich über sie.

„O geh!“

Mit einer hastigen Anstrengung hatte sie ihn fortgedrängt und sich freigemacht.

Doch er fühlte, daß es nicht Zorn war.

Langsam richtete er sich auf und stand vor ihr.

Und wieder überwältigte ihn dieses wehe, süße Mitleid.

Aber da wendet sie sich gegen ihn. Ganz rot mit gesenkten Blicken, stößt sie es hervor:

„Was ist dir! — Wie bist du gegen mich! — O Gott, noch niemals bist du so gegen mich gewesen, wie die letzten Wochen?“

Ihre Worte erstickten in einem schmerzlichen Weinen.

O, er war nicht im stande, sie anzusehen.

„O Gott! Ich beschwöre dich! Sage mir, was ist zwischen uns?! — Ich ertrag es nicht mehr! — Ich kann es nicht länger ertragen?!“

„Was — zwischen uns ist?“ stammelte er leise zwischen den Zähnen durch. „Ach, nichts! Nichts! Nichts! Greta! — Nichts! — Ich schwöre dir! — Hörst du?! — Willst du mir glauben?!“

Er war vor dem Bett niedergesunken, die Arme um ihren bebenden Leib geschlungen . . .

Und zitternd vor Glück — erwiderte sie seine Umarmung.

---

## XVI.

In der nächsten Zeit, die dieser Verständigung mit Greta folgte, und die ihn in alle Bedrängnisse einer Doppelliebe brachte, war es aber vielleicht nicht so sehr das Zwiespältige eines solchen Verhältnisses, als vielmehr eine übermäßige und zwiespältige Fülle von Glück, die, wie seine Seele, so auch die Kräfte seines Leibes bestürmte.

Immerhin war es gerade seine neuerwachte Liebe zu Greta, die ihn von dem übermächtigen Glückssturm, mit dem ihn die Leidenschaft zu Ilona bedrängte, erlöste und ihn stillte. Denn ihm war diese Leidenschaft das geworden, als was er sie in so mystischer Weise vorausempfunden: Schicksal, Schicksal wider allen Willen und alle Wehr; und immer mehr und unentrinnbarer war sie zu Schicksal geworden.

Besinnungslos ging er in ihren großen Seligkeiten unter, aus denen so viel bunte Wunderblüten emporwuchsen, die so viel neue und junge Kräfte und Empfindungen in ihm frei machen wollten. — Welches Bett würde sich dieser Strom noch schaffen! Was würden seine entbundenen Kräfte wohl noch alles zerstören! Für Augenblicke bangte wohl diese Frage in ihm auf. Doch sie

hielt nicht stand vor der Macht süßester Notwendigkeit und göttlich-holden Leichtsinns . . .

Von alledem nun fand er Rast bei Greta.

Dennoch war da aber etwas in seinem Verhalten zu ihr, das bedenklich.

Greta hatte eine so stille, innige Art, seine Neigung zu empfangen und zu erwidern, in der so viel Zufriedenheit, wenn nicht gar eine Bescheidenheit, die, wenigstens, und zwar sehr bezeichnend, für s e i n Gefühl, dessen Gewissen ja nicht rein, etwas von Fürliebnehmen hatte. Sie hatte diesen Schmack nach „deutscher" Hausfrau ja immer gehabt. Doch jetzt erst war es ihm eigentlich gegen den Strich. — Ilona verwöhnte ihn. Wie sie gab, mit Ungestüm wohl gar, stets mit Temperament, so forderte sie auch und forderte immer, reizte mit hundert bewußten und unbewußten Künsten zu geben und immer wieder zu geben. Fast war sie aktiver wie er. —

Ganz anders Greta. Sie lebte in sich hinein, hatte nicht die unmittelbare Mitteilsamkeit, die bei Ilona wie ein verdoppelter Reflex seiner Zärtlichkeiten war. Die Liebe verdichtete sich in Greta zu einer stillen, innerlichen und treuen Wärme, die hundert Wohlthaten diskret ausstrahlte und die

Leidenschaft so gesänftigt wiedergab und lohnte, daß sie seinem gröberen Impuls wohl gar als Passivität erschien.

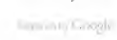
Und dies und ihr stilles, wie duldendes, in ruhiger Seligkeit sich anschmiegendes Sichüberlassen reizte ihn zur Ungeduld und einer Art heimlicher Verachtung.

Dazu kam, daß Ilona ein ganz eigenartiges und geradezu geniales Geschick entwickelte in der Kunst zu lieben und Liebkosungen zu erweisen. Ohne jedes Raffinement und völlig aus einem angeborenen geistreichen Instinkt heraus. Sie tauschte Liebkosungen mit ihm, deren Romantik und Intimität, deren alles möglich machende Grazie die gute Greta nie vermocht hätte. Ein so kluges Weib Greta war, sie wäre hier zu philiströs und zu prüde gewesen.

Es würde sie verwirrt, würde ihr Abscheu erregt haben, wie durch Hetärenkünste würde sie sich wohl gar erniedrigt gefühlt haben. Nie wäre sie den Tiefen solcher Liebesbezeugungen gewachsen gewesen.

Gretas stille Art, ihre ruhige, üppige Schönheit thaten ihm wohl. Doch hatte er Augenblicke, wo sie eine trübe Sinnlichkeit in ihm aufstachelte, in





der Ungeduld, wenn nicht gar eine direkte Grausamkeit war. Er konnte ihr dann wohl körperliche Schmerzen zufügen. Und wenn sie nun solche Liebkosungen, die eigentlich mehr bewußte Roheiten waren, mit lächelnder Geduld hinnahm oder wohl gar als Liebkosungen quittierte, die man sich aus überheftiger Neigung zufügt, dann konnte er sich mit Ironie und Ungeduld von ihr abwenden, weil er sich plötzlich von ihr gelangweilt fühlte.

Doch war ihm das alles in dieser Zeit nur erst halbbewußt. Ohne viel Gedanken verlor er sich in solch wunderlicher Doppelliebe; ohne Gedanken vorerst noch und ohne Rücksicht auf die Zukunft, in einem süßen Rausch aus den Armen der Einen in die der Anderen taumelnd.

Einzig seine Liebe zu Ilona aber war es, die ihm in dieser Zeit zu Aufzeichnungen, oft rein lyrischer Art, Anregung gab. Kennzeichnend war es, daß in ihnen nicht ein einziges Mal Gretas Erwähnung geschah.

Gewohnt, jetzt täglich mit Ilona zusammen zu sein, zog er sich, wenn er abends von ihr nach Hause kam, wohl noch für einige Zeit in sein Arbeitszimmer zurück, holte Papier hervor und haftete den Überschwang seiner Empfindungen hin ...

---

## XVII.

Bei einer Gelegenheit hatte ihm Ilona eine dunkelrote Rose hingereicht, auf die sie zuvor einen Kuß gehaucht; und nach diesem Vorfall hatte er, aus Gott weiß was für einer Eingebung heraus, diese Aufzeichnungen zusammengefaßt unter dem Titel:

### Die dunkle Rose.

Wegen irgend einer Kleinigkeit hatten wir uns heut' nachmittag veruneinigt. Ziemlich stark. —

Was sind eigentlich die Untergründe und Ursachen solcher Zankscenen zwischen zwei Menschen, die sich lieben! Es ist sicher, daß sie unerläßlich sind zur Ökonomie der Liebe.

Gerade der stärkste Leidenschaftsausbruch, die unbedingteste und vergessenste Hingabe hinterläßt die wehsüße Empfindung eines unausgeglichenen Restes, das dunkle Gefühl einer äußersten Grenze, die nie, nie! überschritten werden, eines äußersten Zieles, das nie, nie! erreicht werden kann, und das

doch als eine äußerste Seligkeit von den Liebenden mystisch geahnt wird. Wäre es erreicht, so würde der letzte Zwiespalt der Geschlechter — ausgeglichen, so würde die letzte und äußerste Einigung erreicht sein . . .

Und dann ist bei einer solchen Hingabe so viel gegenseitige Prostitution; das verletzt das Schamgefühl, macht spröd und mißtrauisch.

Ja, das Mißtrauen! — Die Unmöglichkeit, sich ganz zu kennen und gegenseitig mitzuteilen! . . .

Aber das alles fällt mir jetzt nur so nebenbei ein.

Eigentlich habe ich nur immer diesen selben himmlischen Anblick vor Augen, der mich so glücklich machte, der mich noch jetzt in einen Zustand versetzen möchte, daß ich unter Thränen lachen könnte, und der mir so einen unmittelbaren Tiefblick in ihren Charakter gab. —

Sie weint, trotzt, böst, schimpft mich, wütet, ja! sie haßt mich wohl gar. Etwas beherrscht sie, ein Dämon in diesem Augenblick, daß sie mich wohl, wenn im übrigen die Umstände danach wären, vernichten könnte. — Dabei merk' ich nur, wie sie mich eigentlich, trotz der Vergessenheit ihres

Ausbruches, keinen Augenblick außer Beobachtung läßt.

Mein seelischer Zustand in dem Moment: ich bin bestürzt, und — finde sie schön; finde sie vor allen Dingen schön, unverwüstlich schön. Zugleich thut sie mir leid und wirkt, sonderbar! ein wenig humoristisch. Wie ein kleines Mädchen etwa, das mit einem Erwachsenen grollt. Dies alles liegt in meiner Stimmung, und zugleich befinde ich mich in einer hinreichenden Verlegenheit, die recht peinlich ist, wie ich sie nun doch gleich wieder gut machen und umstimmen soll! —

Plötzlich muß das wohl irgendwie in ihr Gefühl eingehen.

Mein Anblick, die Haltung meines Körpers, der Ausdruck meines Blickes, ein paar Worte, verlegen, stammelnd, wie es sich bei solcher Gelegenheit von selbst versteht, muß sie getroffen haben.

Endlich gelingt es mir. Ich gehe vorsichtig zu ihr hin, beuge mich über sie, rühre leise ihre Schulter, und es gelingt mir, ihr ein liebes Wort zuzuflüstern.

Und nun: wie sie versteht, dankt, bereut, verzeiht! Oh, wie dies alles in dem einen Blick und Ausdruck lag! . . .

Das noch trotzig und spröde zurückgebogene Gesicht, die weit und weh geöffneten Augen, die meinen Anblick vermeiden und mich doch sehen, die zwei dicken, blanken Thränen, die noch mit kurzen Rucken die Wangen herniederperlen zu den hochmütig geschürzten und doch zuckenden Lippen herab; ein Zucken, in dem hundert Stimmungen vibrieren, und aus dem jeden Augenblick ein besiegtes Lachen werden kann! Das Arbeiten ihrer Brust, in dem so viel noch verhaltene Zärtlichkeit, die jeden Augenblick gesiegt haben kann! — Doch noch bricht sie nicht hervor, zweifelt noch, erwägt, schämt sich ihrer selbst.

Doch, plötzlich! die Augen halb geschlossen, biegt sie mir ihr Gesicht stumm und langsam zu, ganz dicht zu mir auf, und blaß und thränenblinkend hält sie mir ein unaussprechlich süßes Kußmäulchen hin . . .

⁂

Leise, zarte, verträumte Küsse schelmisch erst nahender Inbrunst, mit denen du den Leib der Geliebten umschmeichelst; und inniger, heißer,

stürmischer, zehrend-sehnender und — Vergessenheit! . . .

*

So voll Freude ist mein Herz durch sie, daß ich die Leute auf der Straße liebe. Und wie der schöne, bunte Frühling lacht und leuchtet! — Das alles ist eine so neue Welt! Wenn man je einen Begriff von ihr geben könnte! — So — jung schreibe ich dies alles hin. Und es ist doch eine andre Jugend; es ist doch so ganz anders, als da man zum ersten Mal liebte. — So wunderlich neue Empfindungen und Gedanken hab' ich; so nie erlebte! Wenn man sie fassen und aussprechen könnte. Aber die Welt ist es nicht wert! —

*

Eine merkwürdige Verachtung ergreift mich jetzt oft, die sich gegen Kunst, Politik, gegen meine Wissenschaft, die ich bisher vielleicht immer noch viel zu pedantisch ernst nahm, richtet, gegen wer weiß was für soziale Institutionen und menschheitliche „Kulturerrungenschaften" noch. — Denn was

sind all diese Prätensionen, der Dünkel ihrer zweck-losen, ihrer ‚reinen' Selbstwürde, wenn man den Blick hat in den einen Urgrund, aus dem alles wird! — Und den hab' ich jetzt. Noch nie, weiß ich nun, hab' ich ihn gehabt bisher.

Meine Wissenschaft, die bis daher mein Stolz, mein alles war, um pathetisch zu sein! Und das lachende Fragezeichen, das dieses Erlebnis neben sie setzt! Das ihr aber doch — wie tief ich das fühle! — eigentlich nichts von ihrer Würde nimmt, das mir nur das letzte und eigentlichste Verständ-nis ihres ursprünglichsten Ausganges und ihres letzten Zieles erschließt. Alles kommt aus der Praxis und der Notwendigkeit und mündet in eine Notwendigkeit und eine Praxis. Alles erzeugte der ewige Ringkampf der Geschlechter, und irgendwie strebt es, so weit es sich auch von seinen Ursprung entfernen konnte, ihm wieder zu.

✿

Frühlingsblumen stehen im Zimmer, in lachen-der Sonne. Wir sitzen beieinander, plaudern, lachen, scherzen.

Eine Pause im Gespräch. Überreich an inner-

lichstem Glück, in dem man ruht. Plötzlich treffen sich die Blicke, versinken ineinander, Leidenschaft und Zärtlichkeit nahen, zwingen uns zueinander. Wir küssen uns.

Nun hatte ich sie aus Scherz genötigt, ein paar Züge von der Cigarette zu thun, und sie hat da so einen garstigen Geschmack und Geruch im Mund. Für einen kurzen Moment ist er mir lästig. Im nächsten ist es mir, als hätt' ich den Geschmack einer grünen Wallnußschale, in die zu beißen mir als Jungen angenehm war . . .

*

Mysterium der Liebe! — Purpurne, heilige Tiefe! —

Ich hatte diese Tage einen besonders schweren Krankheitsfall zu behandeln, der all meine Zeit und Kräfte in Anspruch nahm. Die Sache wurde kompliziert durch häusliche Angelegenheiten, durch zwei, drei andere Geschäfte von Wichtigkeit, die dringende Erledigung wollten. Ein paar Tage konnte ich nicht zu Ilona gehen. Ja, ich hatte nicht einmal Zeit, an sie zu denken.

Plötzlich, heute! in all diesem Trubel spür' ich

ein sonderbares Übelkeitsgefühl. Ich konstatiere, daß es nervöser Art und daß es mit irgend einem dunklen, sehr komplizierten Seelenzustand zusammenhängt. Ich merke es, ich weiß es mit irgend einem unbeanstandbaren Wissen. Wie gehetzt war ich ja in diesen Tagen, hatte oft drei, vier Gedankengänge zu gleicher Zeit. Und mit einem Male ist der Gedanke an Ilona da. Ganz plötzlich! Ganz unvermittelt! Sofort bin ich frei, das Übelkeitsgefühl schwindet; ich habe das Gefühl, als löse sich ein Druck von meinem Gehirn.

Das ganz seltsame Moment des Übelkeitsgefühles! — Mit seinem nervösen Charakter! — Die Krisis bedeutend, in welcher der Ansturm der Erinnerung an Ilona aus dem Unbewußten herauf siegreich ward! . . .

Nerven! Geist! Seele! . . . Purpurnes Labyrinth, vor dem alle Akribie der Wissenschaft zuletzt verzweifelt, — demgegenüber ihr tollkühnster Hochmut, ich möchte sagen, sich zur Frömmigkeit bescheidet! . . .

⁂

Als ich heute bei Ilona war, erhebt sich mit einem Mal draußen auf dem Flur ein ungeheurer

Lärm. — Eine Thür schlägt, eine Weiberstimme, die in höchster Angst aufkreischt. Ein erschreckliches Gedröhn, Geklirr und Gepolter. — Ilona springt auf, eilt — nicht zu halten — in einem Anfall von Neugier — wie nun mal schon die Weiber sind! — in den Korridor und lugt durch das kleine Guckloch in der Flurthür. Gegen einen halben, wider ihre Neugier gerichteten Verdruß und wider meinen Willen von ihr angesteckt, stelle ich mich vor das andere Guckloch und luge neben ihr auf den Flur hinaus.

Also, es war ein ehelicher Konflikt zwischen Madame Fröhlich und ihrem Mann.

Wie ich das nun ansah, und wie ich es empfand. —

Es mochte sein, daß meine Stimmung durch den unwillkürlichen Unwillen und den Verdruß bestimmt wurde, die sich gegen Ilona richteten und ihre Neugier. — Noch dazu plumpte der ganze Krawall in den angenehmsten Austausch von Zärtlichkeiten hinein, die „heiligsten Gefühle verletzend.“ Was könnte einen ungemütlicher machen! —

Also drüben wird die Thür aufgerissen, und auf den Flur, der im Gaslicht dämmert, stürzt in einem unbeschreiblichen Zustand unsre liebe Madam'

Fröhlich; hochrot mit einem blauangeschwollenen Auge, die Haare wirr um den Kopf herum, der Zopf gelöst, die Taille aufgerissen und so weiter und so weiter.

Und nun war es ihr Geschrei, das mich ja sofort gegen ihren brutalen Flegel von Mann für sie Partei nehmen ließ, mich zugleich doch aber auch in einer wunderlichen Weise gegen sie einnahm. Nicht etwa bloß, weil es mein Gefühl verletzte, oder weil uns der ganze Krakeel so abscheulich gestört hatte, auch nicht gerade, weil ich es gemein fand, daß sie in solcher Weise an die Hausgenossenschaft appellierte: nein, vielmehr war es eine entschiedene Dummheit, die sich in ihrem Gesichtsausdruck, in ihren Gesten, in jeder Linie ihres Körpers ausprägte; und diese Dummheit hatte für mich in dem Augenblick etwas allgemein Weibliches, etwas von Mindergehirn. Irgendwie begriff ich unmittelbar, daß frühere Jahrhunderte dem Weibe die Seele absprachen, begriff ich die Verachtung, die ihm entgegengebracht wurde und die sich gegen seine Sensibilität richtete, die weniger mit dem Gehirn als vielmehr vorwiegend mit den Nerven und den Instinkten wertet; eine Sensibilität, die im Notfall vom Manne brutalisiert werden muß,

die ihn unter Umständen aufs äußerste erniedrigen kann, und die doch auch wieder den Untergrund für die besten Tugenden des Weibes bedeutet.

Unverwüstlich lustig bleibt es aber bei alledem, daß diese ganze Expektoration und meine Stimmung in jenem Moment an dem Flurguckloch eigentlich und im Grunde von nichts anderem bestimmt wurde, als von dem höchst subjektiven Sensibilitäts-Moment meines Verdrusses, so brutal aus den Armen meiner Süßen aufgestört zu sein. . . .

✿

Köstlich, ihre naive Besorgnis heute! — Die Brüste hatten sich ihr so gebläht und in den Warzen hatte sie ein prickelndes und ziehendes, nervöses Schmerzgefühl gehabt. —

Nun, sie hatte sich nach mir gesehnt. Dies war der Grund gewesen. —

Bei der Gelegenheit fällt mir ein; die Sehnsucht! Ich kann sie schließlich auf einen physiologischen Vorgang hiausbringen, auf chemische Bewegungsvorgänge kann ich sie zurückführen, und das wäre alles ganz gut und schön und richtig. — Und den-

noch fehlt dem Begriff dann ein wesentliches Teil; in irgend einer Weise ist er mir entfremdet, hat er ein Teil seiner Gewalt und Energie, hat er an Valeur eingebüßt. Ist es demnach also falsch, wenn ich mit dem kalten Triumph des Analytikers die Sehnsucht lediglich und als nichts und ‚ganz einfach' als solch einen physiologischen oder gar im letzten Grunde chemischen Vorgang hinstelle?

Und nun gar dieser Gedanke! Sollte die Kraft als Sehnsucht, gerade in der intimsten Eigenschaft menschlich-individuellster Sehnsucht, nicht Welten zertrümmern können, um auf irgend eine Weise, mit irgend einer allmächtigen, dunklen und übersinnlichen zielbewußten Gewalt irgendwie zu einem verlorenen ‚geliebten', unentbehrlichen, persönlichsten Korrelat wieder hinzugelangen?

Dies illustriert sich in irgend einer Weise meinem Fühlen. Es ist irgendwie eine axenfeste Anschauung und ist verbürgtes Wissen, so unaussprechlich auch immer. — Was die Liebe aus einem machen kann! —

⁂

In vollenthüllter Pracht offenbarte sich mir heute die Schönheit meiner braunen Liebsten.

Ich bewunderte die Anatomie der lebendiggewordenen Venus von Milo.

Doch halt! nun ja! — Anatomie der Venus von Milo. —

Da sind doch so diese und jene kleine Unregelmäßigkeiten. — Die Art, wie sich um eine Schattierung zu viel die Schlüsselbeine markieren; und ihr Hals könnte runder sein. Sie hat auch gar nichts Majestätisches. Alles an ihr ist intim. Die Seele einer Carmen belebt sie.

Ein Wunder aber ist das Farbenspiel ihrer Haut! —

Das herrliche Elfenbeinweiß mit seinen satten, bräunlichen Tönen, mit seinen goldigen Lichtern; hier und da ein sanfter und schelmischer Karminhauch . . .

Wie sie mich anblickte, als sie im Begriff war, die letzte Hülle gleiten zu lassen! Mit einem so tiefen, eindringlichen, fast ernsten, so sonderbar bis ins tiefste forschenden Blick, daß es aus der sammtenen Nacht ihrer Pupillen drohend blitzte wie Dolche; und wie sie dann die hingenommene, andächtige Begeisterung merkt, die mir ihr Anblick erweckt: wie ihr Blick da mild wird und sich mit unaussprechlich süßer Hingabe füllt; wie ihre Wangen sich röten; wie sie dann hurtig, nach

einem letzten keuschen Zögern, die letzte Hülle sinken läßt und dann mit abgewendetem Gesicht, rot bis in den Nacken, die Hände vor den Augen, trippelnd flieht, um sich auf der Chaiselongue zu verbergen! — Die Seele, die Sprache dieser vibrierenden, fliehenden Schenkel- und Flankenlinien! Das leise Schüttern der Brüste! Das Haar, dunkel den goldtönenden Nacken hernieder! Alle die holde Keuschheit dieses Gliederrhythmus! . . .

✿

Sie kann eine recht schelmische und bestrickende Schmeichelkatze sein! —

Im Schaukelstuhl lieg' ich mit meiner Cigarette und lasse sie nicht aus den Augen. Halb und halb wie eine Tigerkatze, die ihre Beute belauert ...

Sie umtanzt mich mit zärtlicher Ausgelassenheit, bewegt rhythmisch die Arme, biegt kokett Hals und Schultern, nahend und wieder fliehend — wie es die alte Rhythmusseele der Liebe von Urbeginn — schmachtet mit dunklen Augen, schelmisch, übermütig, zärtlich, was alles in dem Ausdruck ist! Und dazu singt sie so recht mit Ausdruck auf mich ein:

„I am living for you,
And you are living for me!“

Sie zieht die Töne, so in einer Weise! — oh! — Leise, lächelnd, mit tief konzentrierter Leidenschaft, daß es einem so recht durch die Seele fährt. Den Kopf hält sie dabei zurückgebogen, die Augen sind geschlossen, aber zwei schwarze Diamanten blitzen durch den Schlitz der Lider. — Im nächsten Augenblick stürzt sie, mit hörbar stoßendem, jagendem Atem und fliegender Brust, vor wütender Liebe halb weinend, auf mich zu, und ich fühle im Genick den Biß ihrer gesunden Zähne.

Wie sie nicht alles küssen kann! — Welche ars amatoria hat sie studiert! . . .

*

Halb im Scherz, halb im Ernst schmollend, liegt sie auf der Chaiselongue, mir den Rücken mit halbentblößtem Nacken zugewandt. — Sie hat die Kniee heraufgezogen, und ihre Schultern sind gekrümmt. Nun ist das so eine liebe Linie, so wundersam kleinmädchenhaft! eine so liebe, kindliche, neckische, närrische Linie, wie das Haar sich aus dem Nacken den Hinter=

kopf hinaufwölbt. Und, ja! Die Form des Hinterkopfes! . . .

Sie liegt ganz still. Die kleinste Bewegung hält sie an. Aber mir ist, als wenn sie, mit einem gekräuselten Schnäuzchen, wartend zur Seite schmustere. — Völlig still liegt sie: aber ich weiß, wenn ich jetzt zu ihr hingehe und mich über sie beuge, wie übermütig diese lauernden Formen und Linien dann auflachen werden, wie ein Kind, das jauchzend aus seinem Versteck hervortaucht: die Beine, der geschmeidige Leib, die lustigen Arme, mit denen sie meinen Kopf zu ihrem gespitzten Mund herniederziehen wird, aus dem der Atem in kurzen Stößen dringt vor Zärtlichkeit! . . .

⁂

Die Lenznächte, die wir miteinander verbringen!

Nie, nie, nie werd' ich sie wieder lassen! — Nie!

Meine Seele ist sie und meine Seligkeit! Mein Schicksal! Ich bin ihr verfallen! Ich weiß nichts mehr, als dies! — So ganz bin ich ihr eigen; daß ich für sie morden könnte! —

Moral! Was das nur noch für ein Wort ist!

— Moral! Wie das klingt! — Moral! Für einen Wissenden, für einen Eingeweihten der Leidenschaft! . . .

☆

Mein Herz, mein Leben, meine Wonne, Süße, mein holder Satan, mein Wieselchen! Wenn man noch schreiben könnte, wie man sich alles tituliert! — Und das ist eigentlich eine ganz bedeutsame Sache! Eine ganze Charakteristik! — Was wäre hier genialer und intuitiver als die Leidenschaft! Und feiner, intimer, ausholender, tiefdringender in den Nuancen der Charakteristik! . . .

☆

Man bemerkt uns auf unseren Spaziergängen. — Man hat uns schon, scheint's, öfter bemerkt. — Ich meinerseits bemerke dies Bemerken zum ersten Mal und bemerke, daß es mir völlig gleichgültig ist, wennschon ich befremdete Gesichter gewahre und mehr oder weniger frivole Fragen lächeln sehe; und wennschon sich so allgemach im stillen so ein interessanter Klatsch anspinnen mag. Was gilt mir

all der Spießerkram gegen die Wonnen dieser Lenznachmittage, die wir miteinander durch Park, Wiese und Gelände schlendern! —

❁

Stillleben. —

In ihren Fenstern liegt die rötliche Spätnachmittagssonne und bringt die Crocus, Primeln und Hyacinthen in ein lindes Licht. Auf dem Tische, aus einer hohen, tief azurblauen Vase, die eine blaue Nixe umklammert, ragt ein dickes Büschel gelber Narzissen. —

In einem schwarzen Kleid mit grellroter Seidenbluse balanciert sie auf der hohen Kante der Chaiselongue. Wie liebkosend und lauschend hält sie das Gesicht auf den Bug der braunen Geige gedrückt. Ganz verloren, halb von unten herauf, lächelnd, und fremd, entrückt blickt sie zu mir herüber. Nur tief in der Tiefe ihrer schwarzen Pupillen ist es wie ein heimliches, seltsames Blitzen.

Sie spielt. — Ein ungarisches Volksliedchen. Ein wild melancholisches Liedel.

Es macht sie mir in so einer angenehmen Weise fremd und romantisch-problematisch.

Es ist, als plaudere sie mit mir über ihre ferne Heimat; aber tiefer, als sie es je mit dem gesprochenen Wort vermöchte.

Ganz ernst und fast ehrfürchtig sitz' ich im Sessel und höre zu.

Und die Lenzluft, die zum Fenster hereinkommt und die Düfte all der Blumen erregt, ist so schwer und süßbedrückend, so molltönig und hinreißend mystisch wie dieses Heimatliedchen und — so zu-einanderzwingend! . . .

*

Und es wird dunkel. — Wir werden so still. — Die Dämmerung kommt. Ein paar Sternchen blinken im Abendblau zwischen den Gardinen. Ein Bangen kommt. — Leise, leise öffnen sich die magischen Pforten unseres Himmels, und leise, leise wandeln wir beide zu dem Brunnen der unaus-schöpflichen Wonnen, den heiligen Rausch und den süßen Schmerz der einzigsten Weltseligkeit zu schöpfen; und unsere Sinne versinken in die hehre Sternklarheit der Lenznacht, ertrinken in Hyacinthen-düften . . . .

*

Stunden auch kommen, wo wir von der Sauersüße verbotener Früchte naschen.

„Und sie erkannten, daß sie nackend waren.“

Es vibriert wie heimliche Feindseligkeit, Satan umdunkelt uns; und die Schlange Urböse zischt heimlich aus den dunkelsten Tiefen unserer Seelen. Und schieben so häßlich im geheimsten einer dem anderen zu, was wir wie einem geheimnisvollen Dritten gegenüber als — Schuld fühlen.

Übertretung! —

Und auch dies bindet; bindet uns enger und fügt enger uns zu einander.

Auch Schuldverkettung! — Das Kosten verbotener Früchte: auf daß wir uns g a n z erkennen und mit a l l e n Banden verbunden seien! . . .

❁

Ja, auch dies! . . . Und auch dies hat seine Rechtfertigung und seine innere, tiefere Bedeutung, wie es aus den Tiefen tastender Schöpfungs- und Erkenntnistriebe heraufstrebt. —

Der große Urbaumeister Geschlecht, zahlloser Formen und Gestaltungen, zahlloser körperlicher und geistiger Welten trächtig!

Sein dunkler, tastender Schöpferwille! —

Zerstörerische Begier, mit der meine Hände über ihren Leib tasten, mit der meine Lippen an den ihren saugen; Wut und Schmerz trüberer Wonne, die ihre äußersten und freiesten Energieen nur bändigt, aber nicht verleugnen kann! Bändigt, vermöge eines immanenten Gleichgewichtstriebes, eines unersättlichen Triebes nach unsterblicher Lust! — Die feinen Vibrationen meiner Handmuskeln und Nerven, wenn sie über die köstliche Weichheit ihrer Haut beben: was sind ihre tiefsten Heimlichkeiten? — Wilde, bange, irre Seufzer von Liebkosungen und Umarmungen: was sind ihre Tiefen und Heimlichkeiten? — Fülle von Leidwonnen höchster Lust und Sehnsucht nach Ersterben, die unsere Glieder krampft und in Augenblicken vergessenster Wonne unserem Mund ein irres Lachen entpreßt? . . .

Und jene Grenzen, wo die Notwendigkeit der Lust Spiel wird, Schönheit und Kunst! — Kosmetik, Pflege der Haut, edelkrautduftende Bäder, denen die Geliebte entsteigt; der Duft der Parfüms, von dem die beseelte Pracht ihres Leibes umschmeichelt wird! — Sinnend steh' ich wohl vor dem Stillleben ihres Toilettentisches, der unschein=

baren und bedeutsamen Werkstätte von hundert erlesenen Sensationen. Wie unberechenbar und endlos mögen ihre Wirkungen in unsere Seelen greifen! Welche Folgen mögen sie wirken für die Gestaltung und Durchformung unseres individuellsten Lebens und weiter für eine allgemeinere soziale Kultur, für eine Entwicklung der großen, menschheitlichen Gemeinseele! . . .

Ja, das alles ist bedeutsam. Und hier finden wir wieder die einzige Freiheit, die wir vermögen: die Notwendigkeit und Gebundenheit ewig einförmiger Funktionen zum holden Spiel der Lust und Schönheit zu steigern und zu veredeln bis zu den Grenzen übersinnlichster Freuden, die über allem Zwang der Notwendigkeit und seiner entbunden leuchten wie die Gebilde einer transcendenten Welt, die Nirwana ist und das Himmelreich des Christ! . . .

Meine beseligte Hand, die sanft über die holde Biegung ihres Nackens streicht, bebt verstehend in der Empfängnis von hundert heimlichen Offenbarungen, die diese Linie der Schulterblätter, das pfirsichweiche, warme Gefühl ihrer Haut, die holde Furche zwischen ihnen mit der tieferen, satteren Tönung ihres Incarnates mitteilt! Die überströmen

wie ein seelischer Magnetismus und aus den Muttertiefen der Phantasie hundert holde Gebilde und Weisheiten hervortreiben! — Das feine Beben, das die weiche Rundung ihrer Flanken vibrieren macht, hinunter zu den üppigen Linien ihrer Beine und nach vorn zu der holden Rundung des Leibes; die braunen Knospen der jungen Brüste, ihr Hals, das Rund ihrer Wangen, die in lächelnder, so überaus weiblicher Duldung gesenkten Lider, wie zwei Rosenblätter über die dunklen Augäpfel: dies alles leuchtet, duftet, kost und lächelt, giebt und verweigert, alle Energieen der Sehnsucht hold erregend, hundert Welten und Offenbarungen, diktiert mit einem Schöpferwillen, zeigt Wege der Zukünfte und Entwickelungen! . . .

*

Wir sitzen neben einander auf einer Parkbank.

Wie es nur vor den Passanten möglich, sind unsere Körper miteinander in Berührung. Lächelnd ruhen wir in diesem Gefühl.

Mit meinem Spazierstöckchen ritz' ich die Umrisse eines Jelängerjelieber in den Sand.

Sie blickt darauf nieder und kichert und

drückt verstohlen mit einem festen Druck meine Hand . . .

⁂

Mir scheint, sie ist in diesen Wochen reifer, sommerlicher geworden. Im Audruck ihres Auges, um ihre Nasenflügel und Mundwinkel, an ihrer Wange nieder haucht es sich wie der Ausdruck einer üppigen, reifen, wissenden, aber so ganz unbewußten Schwermut der Fülle. — Es bebt auch im tieferen Klang ihrer Stimme.

Die Liebe macht ernst. Tief auf ihrem Grund ist das Wissen vom Leid und die Resignation. — Und doch macht das unsere Liebkosungen nur heißer, heischender und suchender . . .

⁂

O, die gute Jlona lügt! — Ich habe Beweise für einen entschiedenen Hang in ihr, die Unwahrheit zu sagen.

Nun, wenn ich's mir genau ansehe, so leitet sich's wohl aus ihrer lebhaften Einbildungskraft her. — Doch immerhin! —

Aber eins! Wie wunderbar! — Obgleich ich nicht wüßte, was mir verhaßter wäre, als die Lüge: es macht mich nicht kälter gegen sie, es schmerzt mich nur. — Nichts konnte mir einen eindringlicheren Beweis geben, wie sehr ich ihr geradezu verfallen bin, als die Art, wie ich auf die Wahrnehmung reagiere, daß sie einen Hang zur Unwahrheit hat.

Doch es bleibt ein Schatten! Ein recht dunkler! — Der mich bang machen will! — Was wird er für unsere Zukunft zu bedeuten haben? . . .

*

Wir promenieren auf der anderen Seite des Parkes über die Anlagen hinaus auf einem Weg, der, auf der einen Seite langhin von Gärten flankiert, auf weites, freies Wiesengelände hinausführt, das zum Teil, in großen Abständen, von uralten Eichbäumen bestanden ist.

Das ist jetzt unser Lieblingsspaziergang. Wir vermeiden den eigentlichen Park, wo das komfortablere Philisterium auf Wegen promeniert, die

ausschließlich zu benutzen bon ton und Konvention. Das mißbehagt uns . . .

Man kann sich nun an so eine Gartenhecke stellen — eine Gärtnerei reiht sich hier an die andere — und kann in die lachende Luft der lenzlichen Gartenwelt hineinsehen. Die Obstbäume wölben sich in weißen und rosafarbenen Blüten. Zu dem lichten Gewölk der Kronen der Gegensatz der grauen, braunen und graugrünen Stämme. — Und man blickt über die langen Beete hin, die bunt sind von zahllosen Frühlingsblumen. Der Lenzwind wispert einem in die Ohren. Minutenlang kann man so nebeneinander stehen, die Nähe seines Körpers fühlen und die Sinne in diesen holden, lachenden Rausch von Farben und Düften tauchen. Stare und Finken singen, und die Drosseln schlüpfen über die Wege. Und dann schreitet man weit in das sonnige Wiesenland hinein durch roten Sauerampfer, gelbe Ranunkeln und Kuhblumen und weißes Schaumkraut an dem klaren Braungrün der Bäche hin, die überwuchert sind von Schilf, Bitterklee, Wasservergißmeinnicht und gelben Lilien und lauscht dem Liebeskonzert der Frösche, oder sieht den Storch rotbeinig durch die bunt durchblühte Graswelt stelzen.

Holde, stille Ruhepausen der Liebe, in denen Amor heimlich neue Pfeile schürft! . . .

*

„Du! Was ist dir?"

„Mir? — O nichts!"

„Doch! Doch!"

„Ach!"

Mit einer schnellen, kurzen Wendung, in der etwas Feindseliges ist, entzieht sie sich der liebkosenden Frage meines Armes, der sich um ihre Taille legt.

„Nichts! Wirklich nichts!"

„Und da macht man so ein Schmollmaul?"

Sie thut, als wenn sie die Primeln ordne in der azurblauen Vase.

„Nun? Darf man endlich erfahren?"

Endlich, mit stockender, leiser, unlustiger Stimme, in der so eine Gereiztheit ist, immer mit den Primeln beschäftigt und ohne mich anzusehen — und dabei lugt aus dem Ausschnitt ihres Kleides so allerliebst unbewußt ein Stück Nacken mit schimmernden Krausshärchen —:

„Du! — Wer war denn die — Dame, mit der du gestern Mittag gingst?"

„Welche Dame?"

„War's nicht die Madam' Weisflog!"

Sie stampft mit dem Fuß auf.

„Jaja! — Die Madama Weisflog! — Nun, und?"

„Sie sieht so temperamentvoll aus!" macht sie ganz langsam, mit erstickter, halb und halb wütender Stimme, eine Wut, die gleich in Thränen heraus möchte; und so lauernd! — Ihr Kopf ist starr ein wenig nach vorn geneigt; ihre Mundwinkel sind in die Breite gezerrt, und ihre Augen haben so einen starren — scheinbar auf die Primeln gerichteten — fast gierigen Ausdruck. Ihre Stimme stickt fast. „Du! — Das — magst du doch gern! — Du hast doch mal gesagt?"

„Ich? — Daß ich nicht wüßte?!"

„O, ich weiß alles! — Jedes Wort von dir weiß ich! — Ich behalte alles! —"

Nun muß ich mich wohl in acht nehmen, sonst kommt der Vulkan zum Ausbruch. — Kein Zweifel also! Ich muß denn nun wohl schon gelegentlich mal so was gesagt haben.

„Soso! — Nun ja! Und?"

„Und — was sie für Funkelaugen hat! — Überhaupt! Sie ist — schön! — Du! — Schön! Nicht wahr?“

„Hm! — O ja! Man kann wohl sagen, daß sie eine Schönheit ist, die Madame Weisflog! Wirklich!“

Ihre Mundwinkel ziehen sich noch breiter. Immer starrer und ‚gieriger‘, lauernder werden ihre Augen. Mit kurzen hastigen Stößen zupfen ihre Hände in den Primeln umher.

„Man kann wirklich sagen, daß sie eine Schönheit ist; eine Beauté!“

„Beauté! Oh! — Hm!“

„Und du solltest sie mal in Balltoilette sehen!“

Weiß der Kuckuck, welch absonderlicher Schalk mir nur mit einem Mal im Nacken sitzt! — Aber ihr Gesicht ist zu drollig! . . .

„Man kann sich wirklich keine blendendere Erscheinung denken!“

„Ah! Du liebst sie also!!“

Jetzt aber, Gott steh mir bei! ist sie gegen mich herum!

„Sonderbare Logik!“

„Hoho!“ höhnt sie. Und wie es in ihr würgt und wütet und verzweifelt! „Du kamst ja geradezu in Pathos?!“

Jetzt lacht sie auf. Unsäglich vernichtend! — Was ich für ein geschmackloser Idiot bin, mit so einer Eule von Madame Weisflog zu plaudern und über die Straße zu gehen! . . .

„Na, sag mal! Bist du eifersüchtig?!“

„Eifersüchtig! Pöh! —“

Da bricht sie aber schon in die bittersten Thränen aus.

Und ich: zu ihr hin! Mit tausend unermüdlichen Zärtlichkeiten, Beruhigungen, Beteuerungen, o so hochheiligen! und Schmeichelworten auf sie einflüsternd, bis das liebe Selbstbewußtsein, bis das zärtliche, gekränkte Seelchen sich wieder gestärkt fühlt.

O und dieser süße, süße Kuß! —

Wie hold das alles ist! — Und; lieber Gott! wie es immer und immer wieder unersättlich dieselbe, alte Geschichte ist! . . .

✿

Steil reckt sie ihre nackten braunen Arme in die Sonne, und mit lachenden Blitzeaugen betrachtet sie das goldene Armband, das ich ihr vorhin mitgebracht.

Mit kräftig-elastischen Bewegungen dreht sie langsam den Arm und läßt die drei Diamanten blitzen, die mitten auf dem Band angebracht sind. Es ist ein einfacher Reif, aus massivem, matten Gold mit drei Diamanten: ein großer in der Mitte und je ein kleinerer an seinen Seiten.

Ich bringe ihr viel von solchem Kram.

Sie hat schon ein schönes Halsband, ein Perlengehänge hat sie, Ringe und was noch! — Auch Kleiderstoffe haben wir erstanden; und sie hat ihre Stunden aufgeben müssen, soweit sie ihr nicht gerade zum Zeitvertreib gereichen. Nächstens soll sie hier auch ausziehen. Denn das ist so ein dunkler Punkt! Die verehrliche Madame Fröhlich da und die sonstige pp. Hausgenossenschaft! Es ist mir so gegen alle Illusion, sie in dieser Umgebung zu wissen. —

Und in wie viel schönen Welten leb' ich jetzt, die ich ihr verdanke!

Hellas träumen wir, Indien, Rom und die südlichen Länder, wenn sie sich mit all dem prächtigen Plunder schmückt, den ich ihr da herbeigeschafft, und feiern hier im Hinterhause stille und reiche Lebensfeste, glänzende Feste der Phantasie mit so weiten und reichen Horizonten! —

Ja, es kommt wohl vor, daß ich sie, mit irgend einer wunderlichen Andacht, als Astarte fühle und Aphrodite und als alle möglichen Weiber, die im Lauf der Urzeit und der Geschichte die typischen Eigenschaften des Geschlechtes zu einer Rasseeinheit gesteigert, den Generationen der Menschen ins Licht gestellt und der Unsterblichkeit anheim-gegeben.

Alle die romantischen und poetischen Kom-plimente, die unsre Lyrik neuerlich dem Weibe wieder macht, und die von dem Geschmeide aller Völker, Zeiten und Mythologieen funkeln, legt ihr mein lyrisches Entzücken bei im golden-bedeutsamen Spiel dieser Liebesstunden. — Bei allem ist es so schön, daß sie von alledem in ihrer Naivetät nichts mehr weiß und versteht, als daß es eben Kom-plimente sind, die sie aufrichtig entzücken. Was weiß sie von Aphrodite und Astarte und all diesen mythologischen und historischen Damen! ...

*

Sie ist ja so naiv und schließlich so lieb und süß wie nur irgend so ein ‚kleines Mädel‘, und doch scheint sie mir zuweilen eine ganz Andere, und es

ist mir, als materialisiere sich in ihr in solchen Augenblicken der ganze abstrakte Gehalt ihrer heimatlichen Rasse, oder was es auch immer sein mag! — Eine so wilde und primitive Glut der Leidenschaft kann dann aus ihr hervorbrechen, so sommerlich und reif, so verzehrend ungestüm und in irgend einem gewissen Sinne so um die tieferen Geheimnisse der Liebe wissend, daß es über ihre Jahre ist; daß sie dann wirkt wie eine recht temperamentvolle kleine „femme de trente ans“.

*

Voll zärtlichen Stolzes lehnt sie mit einem königlichen Lächeln duldend im Sessel. Ich, halb liegend, halb knieend vor ihr auf dem Teppich, habe ihre Hände und küsse, die Augen halb geschlossen, mit stiller Gier jede einzelne ihrer Fingerspitzen, nehme sie für einen kurzen Moment einzeln zwischen die Lippen — ganz leise und sanft, daß meine Lippennerven nur eben so ihre Haut ahnen — und dann küss' ich den Rücken ihrer Hände, dann mit heftigerem Kuß die Innenflächen, dann die weichen Stellen der Handgelenke, dann den Unterarm und die weiche Armbeuge, nachdem ich

den Aermel ihres Hausgewandes leise in die Höhe gestreift. — Sie duldet, schweigend, lächelnd, müde den Kopf mit einem vor Wonne bleichen Gesicht zurückgelehnt mit geschlossenen Lidern. Nur ihre Brust geht. Sonst liegt ihr warmer Körper ganz regungslos und hingegeben. — Und jetzt hab' ich mich zu ihrem Mund gefunden und wir vergehen in den Taumel eines langen Kusses . . .

°

Mit schwülen, farbenprächtigen Orchideen — — man muß die feuerfarbene, steile Krümmung ihrer Pistille sehen! — mit farbigen Lilien, mit blutroten Wicken und allen möglichen fremdartigen und wunderlichen Blumen habe ich ihr Zimmer geschmückt. Es war so ein Einfall. —

Und nun sitzen wir trunken in schwülen Düften und Farben. Auf der Chaiselongue sitzen wir, mit verschlungenen Armen, dicht aneinandergeschmiegt, und träumen . . .

Und mit geheimnisvoller Stimme erzähl' ich ihr, wie ein Märchen, von einem hohen Schloßgebäude, mittelalterlich-gotisch, über und über von dunklen Kletterrosen überwuchert. Aus tiefer,

schweigender, schwüler Waldstille ragt es unter blaugrauem Gewölk, das sich langsam und majestätisch zögernd in schweren Ballen am Himmel hinzieht. Und daß ich Lautenklänge höre; schwere, wunderliche, metallische Lautentöne, die eine mystische asiatische Weise spielen. Man weiß nicht, woher die Töne kommen. Sie ängstigen und bannen. Sie sind wie Glockentöne . . .

Und wir denken, daß wir, Hand in Hand, mit bangem Zaudern, dennoch mutig und entschlossen hinanschreiten und durch die Pforte schreiten und hinein in die mystischen Schauer dieser Einsamkeiten.

Alle, alle Geheimnisse werden wir dort erfahren.

Wie werden wir sie bestehen? . . .

✿

Durch den Sternenabend wandern wir, von unserem gewohnten Spaziergang heimkehrend, an den Gärten hin.

Über die dämmernden Wiesen weben die milchweißen Flächennebel. Die linde Abendkühle umhaucht uns und macht uns erschauern in Wohlgefühl. Wie toll quaken die Frösche. Die Grillen geigen, und der Kibitz klagt.

Sie hat meinen Arm und schmiegt sich an mich.

Ich erzähle ihr das Märchen von dem Golddrachen.

Und wie grenzenlos einsam er ist! — Alle Sterne sind die Atome seines ins Endlose gewundenen Leibes. Sein Alter ist die Ewigkeit.

Diese Vorstellung macht uns so bang und fromm, schließt uns so aneinander.

Wie Stimmen beginnen die Abendlüfte zu gehen.

Aber nun ist die schwarze Wand des Parkes schon ganz nah, und anstatt des goldenen Drachenleibes funkeln traulich drüber unsere Sterne. Unsere Sterne! . . .

⚬

Wir gehen an einer langen Teerplanke hin. Wilde Malven, Brennesseln und Bienensaug wuchern üppig dran hin; und oben reihen sich zierlich und luftig über der schwarzbraunen Fläche die weißen und rosafarbenen Blütenwolken der Obstbäume gegen den Hintergrund des wolkenlosen Himmels. Die Luft flirrt von einer ersten Schwüle und die Insekten summen. Mit Kreide sind auf

die Planke gewisse symbolistische, mehr oder weniger mathematische Figuren gezeichnet.

Man drückte sie bereits zur Zeit der Pharaonen auf gewisse Backwerke.

•

In bunter Unordnung liegen einige ihrer Kleidungsstücke über Sofa und Stühle hin.

Die weichen Seidenhemden, die ein leises Parfüm hauchen; die Spitzenhemden; die Höschen mit ihrem Bausch; die langen Strümpfe: hundert schelmische Kobolde kichern, wispern und tuscheln aus all dem koketten Durcheinander dieser Falten und Farben . . .

⁂

Es ist Abend. Wir sitzen zusammen im Zoologischen Garten bei einer Flasche Wein und hören dem Konzert zu. — Carmen, Tannhäuser, Lohengrin, Strauß, Lortzing und was wissen wir! —

Im Weiher vor uns spiegeln sich die Gaslichter. Goldgelbe Lichtbalken beben im Wasser;

ein leises Rosa dazwischen und mattviolette Längsstreifen. Und dort ist ein leisblauer Fleck, wie lichter Cigarrenrauch und ein lila Crocusschimmer im Grau der Fläche. Die Schwäne und Reiher ziehen in dunklen Silhouetten daran vorbei. In einem magischen Graugrün dehnt sich der Streif des Uferrasens. Darüber in einem matten Lichtdunst — es ist ein Regenabend — die Restaurationstische und die Bäume. Die Schäfte der elektrischen Laternen ragen ungewiß wie riesige Lilienstengel. Ab und zu kreischt ein Reiher.

Aber dies alles ist ein stiller Traum von Farben und Lauten.

Alles, alles ist Liebe und Sympathie! . . .

❁

In den ungewissen Lichtern der Abenddämmerung sitzt sie am Klavier und singt Beethovens herrliche Melodie zu „Kennst du das Land?“ — Ich bin so wundersam beruhigt. So recht dieses Wissens erfüllt, daß wir nur in der Sehnsucht Ruhe und alle Erfüllungen finden. Und daß über alle Leidenschaft die reiche Stille dieser Dämmerung ist . . .

❁

Auch der Überdruß der Fülle! Auch das! — Und ein dunkles Sehnen in mir, in ihr, mit dem wir beieinander sitzen und mit dem unsere Gedanken von uns fortstreben: Wohin? Wohin? . . .

*

Es reizt mich wohl auch einmal, ihre Naivetät und ihr wolkenloses Gleichgewicht mit diesen und jenen düsteren Problemen der Liebe zu beirren; in der Meinung, daß das geeignet sei, ihr Innenleben zu vertiefen und ihre Intelligenz bewußter zu machen.

So lese ich ihr denn aus der Zeitung vor, wo ich im Vermischten den Bericht über einen Lustmord gefunden habe. Mit der sensationsbedachten Breite, mit der unsere Tageblätter, die unter Umständen so viel sittliche Entrüstung und Prüderie aufbringen, dergleichen zu berichten pflegen, wird der Fall erzählt.

Sie ist aufs äußerste entrüstet.

Ich aber entwickle ihr, wie auch dies ein Beitrag zur Analyse und zum Verständnis der Liebe ist; entwickle es ihr nach der psychologischen und physiologischen Seite; erzähle ihr Fälle aus der ärztlichen Praxis.

Aber nicht lange, so fängt es an, sie zu langweilen . . .

○

In freier Übertragung habe ich ihr aus den „Chansons de Bilitis“ des Pierre Louys vorgelesen. Es lockte mich, sie die Raffinements der Liebe kennen zu lehren, wie sie hier ein Franzose fin de siècle mit allem Charme gallischer Fröhlichkeit und mit dem Zauber einer vollendeten poetischen Sprache entwickelt. Neben einer hohen, gelben Lilie sitzend, lese ich ihr vor. — Sie hat sich ein wenig geschämt, hier und da gelacht, oder auch abgewehrt.

Doch plötzlich läßt sie ihre Arbeit in den Schoß sinken, drückt die Hände ins Genick und biegt den Kopf hintüber; fängt an, sich hin und her zu winden, zu gähnen und vor sich hin zu pfeifen.

„Ach, weißt du!“ ruft sie mit einem Male, und Ungeduld ist in ihrer Stimme. „Das ist eigentlich langweilig! — Es ist so frivol! — N—nein! So lasch, so blasiert! —“

Und wir lachen; und küssen uns. Aber herzhaft! . . .

❁

Toiletten und Schmuck liebt sie beinah unsinnig. — Sie hat immer einen Wunsch. Und sie ist dabei so naiv wie ein Kind. Oft ist eine so lebendige Gier in ihren Augen, daß ich nicht weiß, ob ich lachen oder sie verächtlich finden soll? . . .

❁

Sie liegt in der Dämmerung, wie abwesend, mit Gliedern, die leise zucken wie in einem Krampf.

Ich richte mich von ihr auf.

„O töte mich!“

Ihre Augen sind geschlossen, ihre Hände zur Faust geballt. Sie hat die Worte zwischen zusammengepreßten Zähnen hervorgeächzt. Eine so dunkle Wahrheit lebte in ihnen.

Ich schweige und träume nur so mit schweratmender Brust auf sie nieder, den Körper auf die rechte Faust gestützt.

Da öffnen sich plötzlich langsam ihre Lider; ganz langsam, bis ihre Augen sich halb enthüllen.

Und mit diesem dunklen, verhangenen Blick sieht sie mich an. Eine ganze Weile. — Nur die Lippen bleiben fest geschlossen.

Wenn ich die ganze Inhaltstiefe dieses Blickes geben könnte! —

Plötzlich rafft sie sich mit einer jähen Wendung halb auf, preßt leidenschaftlich ihre Arme um meinen Hals, küßt mich mehrere male und flüstert mir mit heißem Munde folgendes ins Ohr:

„Du darfst mir niemals untreu werden. Hörst du? — Weißt du, was ich dann thun würde? Ich würde dich, wenn du schliefest, mit einem Messer totstechen!"

Ein jäher Schreck durchzuckt mich. Was für ein seltsamer Haß in diesen Worten war!

Und dann lach' ich mit einem Mal hell auf. Höre mich ein hartes, brutales, nervöses Lachen lachen. Ich weiß nicht, lachte ich es, oder wer? Und was hatte es zu bedeuten? . . .

*

Heute tändelte sie mit ihren Schmucksachen, helläugig, eifrig, wie ein allerliebstes kleines spielendes Mädel.

Ich küsse sie auf ihren braunen, pfirsichweichen Nacken, den sie auf den Tisch und das glitzernde Geschmeide niedergebogen hat und nenne sie

„Meine süße Elster!“ . . .

⁂

Mir ist, als hätte mich unversehens eine Spinne überlaufen. Weit schlimmer: ich komme mir vor wie ein grüner dummer Junge. Ich schäme mich so entsetzlich über all die Verehrung und all die Romantik, die ich gutgläubig an sie verschwendet. Ich schäme mich und fühle mich so flau. —

Denn wieder hat sie mich belogen! — Aber nicht aus Phantasie etwa, sondern einfach aus Feigheit, aus einem moralischen Manko. Ein unbändiger Mißmut setzt mir zu über mein getäuschtes Zutrauen.

Mit aller Bestimmtheit weiß ich: dieser Lümmel von Edmund ist wieder bei ihr gewesen und hat ihr Blumen gebracht. Ich sah die Blumen und zu allem Überfluß hat mir Frau Fröhlich, die mich auf dem Hausflur abfing, meinen Verdacht bestätigt.

Doch sie leugnete. Sie will die Blumen selbst gekauft haben. Edmund war nicht bei ihr.

„Ach, du hast was mit ihm!“ fahr' ich auf sie los. Außer mir bin ich vor tödlichster Eifersucht.

Sie starrt mich an. Noch nie hat sie mich so gesehen.

„Nein, nein, nein! Das nicht!“ Sie hängt mir am Halse, mit strömenden Thränen; beschwört, bittet, kost, schwört bei allem, was ihr heilig ist; gesteht schließlich, daß er da war. Aber er hat ihr nur die Blumen gebracht.

Nein, sie hat nichts mit ihm gehabt. Das ist wahr. Nichts kann offenbarer sein. Ich bin erleichtert, fühle mich befreit.

Und doch hat sie gelogen. Warum?

Und, wie bin ich Sklave dieser Leidenschaft: doch kann ich nicht von ihr los.

Alles müßte aus sein, wenn sie lügt. Was könnte das jemals wieder gut machen?

Lüge! Lüge!! — Wie das schmerzt und demütigt! Und doch: wie kann ich von ihr los?! Wie dem Opiumraucher sein Opium, wie dem Morphinisten sein Gift ist sie mir unentbehrlich.

Was wird nun mit uns werden?

Doch wie interessant! Da bemüht sich doch

schon etwas in mir, sie zu verstehen und fängt an, sie zu rechtfertigen. Irgendwie gehört es zur Psychophysiologie der Weibsnatur, daß sie lügen. Die Männer sind solche Tölpel, und sie sind das — schwächere Geschlecht. List und Lüge sind ihre Waffe und ihre Klugheit . . .

Doch, wie man's auch wendet: da klafft der alte Zwiespalt.

Ach ja! Es ist sehr interessant! . . .

⁂

O, man kann noch so desillusioniert sein: immer und immer wieder überrumpelt einen eine Lust und macht vergessen. Und wie dankbar muß man dafür sein! O Gott, wie dankbar! . . .

Wenn ich heute und in meiner gegenwärtigen Stimmung das übersehe, was ich letzthin niedergeschrieben, dann werd' ich, demütig, fromm, dankbar und bescheiden, wie ich mich jetzt fühle, die Empfindung nicht los, als wäre in all dieser sittlichen Entrüstung über ihre Lüge so viel Eigendünkel und Selbstüberhebung. Und doch find' ich es moralisch salopp, und doch fühl' ich es als Schwäche, wenn ich sage: wir alle sind Sünder

und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen. —

Heil dem, der borniert genug ist, verurteilen zu können! — Es muß Leute geben, so makellos, mit so reinem Schild, daß sie eher sterben, als einen Makel zu dulden, an sich oder in ihrer Nähe. — Wie sie zahlungsfähig sind, dürfen sie auch verlangen; und was geht über den Zustand solcher Freiheit? Ich aber bin nun nicht mehr Ritter ohne Furcht und Tadel.

Wie kann ich verurteilen, wenn ich die Wärme ihrer Arme, ihre Lippen an meinem Körper fühle? Wie wäre es möglich, daß ich dieser süßen Schwäche Herr würde?

Und wie genial sie heute wieder spielte! Wie mich das bannte und bezauberte! — Sie trug mir einen Grieg vor.

Ich sehe ihre schwarzen Augen, und mein Herz jubelt.

Was ist Wahrheit und Lüge und Moral! Brauch, Brauch, Brauch! Nichts als Konvention und Brauch!

Eine tiefe Wißbegier und eine Ahnung überwältigt mich nach und von einer anderen Moral,

die über alle Ethik: das Gesetz, das innerste Grundgesetz, die Axe der Leidenschaft! —

Und Liebe! Was sagt Liebe? Vertiefe dich in diesen Begriff.

Was wäre sie, gäbe es nicht der „Sünden Mängel zu decken“?

Ich muß sagen, meine moralische Propperkeit, meine ‚Prinzipien‘, meine gesellschaftliche Tadellosigkeit fühlt sich recht kleinlaut . . .

✿

Ich saß heute im Café und blätterte in den illustrierten Zeitschriften.

Da fand ich ein Bild, das mich traf und das mir etwas mitteilte; etwas, das ich sogleich verstand. Im übrigen war es ganz und gar nach dem Geschmack der „Familie“; ganz nach den Anforderungen des deutschen Backfisches. —

Im Vordergrunde stehen „Er“ und „Sie“ vor einer blühenden, sonnigen Frühlingslandschaft, in deren Anblick sie versunken sind. Sie hat den Arm ausgestreckt und zeigt in die Landschaft hinein, und sein Auge folgt in lächelnder Seligkeit der Richtung ihrer ausgestreckten Hand. — Sogleich hatte ich

den Einfall, daß sie ihm die Landschaft und die weite blühende Lenznatur vor ihnen suggeriere.

Es würde ihm wie mir ergehen. Denn seitdem ich in diesem Verkehr mit Ilona bin, hab' ich ein ganz neues und anderes Naturgefühl; ganz anders nuancierte Eindrücke. In einer nicht recht auszusprechenden Weise find' ich ihre seelischen und körperlichen Eigenschaften in die Natur übertragen. Ich möchte sagen: Die Natur hat ihr Temperament und ihre Schönheitslinie bekommen.

Man hört so oft, der Mann forme sich das Weib geistig nach seinem Bilde. Es geht bis zur Übertragung körperlicher und physiognomischer Eigenschaften. Aber alles beruht ja im Leben und in der Liebe auf Gegenseitigkeit! . . .

*

Mit ihrer Zustimmung habe ich mich auf eine Probe gestellt. Eine ganze Woche lang bin ich nicht bei ihr gewesen. Aber trotzdem sie mich belogen hat, trotzdem ich in letzter Zeit Augenblicke hatte, in denen ich ihrer Liebe satt war: mein Zustand grenzt ans Unerträgliche. — Mir fehlt etwas. Ich bin in einem wahren Fieberzustand. An allen

Nervensträngen zieht die Sehnsucht. Ich habe Zustände, die an Hallucination grenzen. So finde ich, wenn ich über die Straße gehe, überall in den Gesichtern ihre Ähnlichkeit. Wie mit hundert Magneten zieht's mich zu ihr . . .

*

Sie ist ein großes, schönes, geniales Kind mit all seinen wechselnden Launen und mit all seinen Naivetäten.

Kinder geben Erwachsenen schon etwas zu raten auf. —

Das mag die Formel sein, auf die ihr Wesen zu bringen ist. Und sie mag vieles entschuldigen, was sonst wohl an ihr auszusetzen wäre.

Oft peinigt mich die entsetzlichste Eifersucht. Ich denke dann: sie ist zu impulsiv, als daß sie auf die Dauer treu sein könnte. Ach, und wie unerträglich ist dieser Gedanke! —

Es bringt in meine Zärtlichkeiten oft etwas Grausames und Böses. Und mir ist, als habe sie dann eigentlich erst rechte Achtung vor mir; als liebe sie mich dann erst, wenn meine Leidenschaft sie solchermaßen quält.

In irgend einer Hinsicht muß und will sich das Weib als ‚Sklavin' fühlen. Sie weiß es nicht anders. Es ist Urerbteil der Physis. Sie hat dann meinetwegen ein süßes Leid und die Gelegenheit beständig zu verzeihen; was in ihrer Natur liegt. In die süße, betroffene Schmerzwonne dieses ‚Sklaventums' versinkend, im Gefühl der überwiegenden, suggestiven Energie des Mannes beruhigt sich erst die ihr eingeborene Sensibilität, und es wird ihr Gelegenheit, ihre besten Tugenden zu entfalten. Ihre Treue beruht in einem letzten, primitiven Grunde auf einer Art abergläubischer Scheu vor den brutaleren Eigenschaften des Mannes, die ihr doch zugleich auch wieder den besten Schutz und die beste Stütze gewährleisten. Aus dem Instinktwesen, aus der Sensiblen wird dann erst das Weib, das Vollweib, die ergänzende, stille, treue, kluge und sänftigende Genossin des Mannes, die große Liebende, die Mutter. —

✿

Zuweilen ist mir, als wäre ich zu ihr immer noch zu — jünglingshaft geradezu; zu leichtgläubig,

zu sentimental, zu ritterlich-romantisch oder wie ich's nennen soll.

Noch lange nicht recht sind wir miteinander rangiert. Bei weitem ist unser Verhältnis noch kein fertiges und vollendetes. — Es ist noch viel Gährung, viel Trübnis und Werden in ihm. Und doch: wieviel Lebensüberschwang ist in diesem Auf und Nieder, in diesem Hin und Wieder von Wonne und Leid! — Wie reich und wechselvoll ist unsere Liebe!

Es ist gut so! Es ist gut so! . . .

*

Jaja! Sie bedeutet meine letzte Erfüllung und die Entbindung meines innersten Wesens! — Noch nie lebte ich so intensiv! Noch nie! — So „jenseits von Gut und Böse"!

Ja, die Leidenschaft hebt uns erst hinüber und giebt uns den großen Blick und Einblick, und das freie, starke, ‚tänzerische' Lachen, letzten und äußersten Wissens trächtig! — Das starke, wissende Lachen, das auf den Urgrund und die letzte Grundwahrheit aller Ethik, Physik und Metaphysik blickt. — Noch nie waren meine Gedanken und Einsichten so reif

und so — männlich! — Denn Mannheit bedeutet, den letzten Wahrheiten gewachsen sein! —

*

Beherrscht das Weib, um es zu besitzen und zu befreien, und die Seligkeit des einzigsten Weltglückes zu kosten! — Sie ist die ewige Unrast der Seele, die stete Vibrante: stille, bändige, fessle sie, gieb ihr den Charakter einer festen, schönen Harmonie, und du hast sie zu ihrer ganzen Schönheit erlöst und du lebst das Weltglück! . . .

Dies ist eine Erkenntnis und eine — Aufgabe und — Selbsterziehung! . . .

*

Ich werde nicht damit fertig! — Wie konnte sie mich nur belügen!

Wie sonderbar: mir ist, als mache mich das erst recht zum Manne; in einem gewissen Sinne zum Manne. Insofern, als der Mann immer vor seiner Partnerin auf der Hut sein muß; insofern als er das Weib in einem gewissen Sinne verachten muß.

Irgendwie werde ich Hellene und Orientale.

Wie konnte sie mich nur belügen? Für was für einen Stümper und Dummkopf hat sie mich da angesehen? Welch ein Manko hat sie mir da abgewittert?

Alles in der Welt läuft auf Balancement zweier Gegensätze hinaus. Dies ist die rauhe, blanke Grundwahrheit. — Auf der Hut sein! Auf sich achten!

Sie hat noch keine rechte Achtung vor mir; und der Fehler wird wirklich nicht allein bei ihr, sondern auch bei mir liegen.

Ja, und so könnte sie denn gerade mit ihrer Lüge noch an mir zur „Erzieherin“ werden? . . .

✿

Ein Skandal macht seine Runde in der Stadt. — Ein Ehebruch! — Da ist eine Großkaufmannsfrau, Mutter dreier prächtiger, gesunder Jungen, mit einem Bildhauer durchgebrannt. Ein ‚Satzke‘ von Kerl, ein Giegerl. Wie verderbt das Zeitalter ist! —

Und der Unterschied zwischen ihnen und mir?

Ich denke, der Unterschied von Schicksal und der Frivolität lascher Triebe.

Aber still davon! . . .

✿

Traf mit dem Bankier Sievers zusammen. Er zog mich durch die Blume mit Ilona auf. Also der Klatsch beginnt! —

✿

Eine Geste von ihr, eine Biegung ihres Körpers, ein Blick ihrer schwarzen Augen: was ist das für ein Bann!

Ich weiß mit aller Bestimmtheit, daß ich ein Verbrechen für sie begehen könnte, so unsinnig lieb' ich sie.

Dieses furchtbare und selige Mysterium, so über alle Konvention und Moral mit einem Wesen verknüpft zu sein! Diese furchtbare und starke Freiheit, daß vor dieser Verknüpfung alles seine Rechtfertigung und seine Erklärung findet! — Ein Verbrechen aus Liebe ist keines mehr. —

Eingeweiht bin ich in ein Mysterium: kein

eleusinisches und egyptisches kann heiliger und furchtbarer sein! — Ja, bisher war ich Philister und nun erst bin ich — Mann. Ich sehe diesen Begriff in seiner völligen Nacktheit und Klarheit und — bin ihm gewachsen. — Dies ist Liebe und Schicksal, ist — Ehe. — Sacramentum matrimoniale! —

*

Alles wankt. Begriffe und Ideen sind im letzten Grunde ein beständig gleitendes Chaos, und nur diese furchtbare und heilige Verknüpfung der Leidenschaft! — Der Mann, der nach dem alten Wort am Weibe hangen soll, und das Weib, das am Manne hangen soll und alles lassen: nichts haben sie im Grunde als sich. Und dies ist ihre höchste und letzte Freiheit und Stärke, die alles, alles vermag und — darf. Wenn es nur sie sichert und — das Kind! — Nacktester struggle for life, bei dem alles Übereinkommen, alles! wenn es hinderlich wird, brutal zum Teufel geht. Was ist hierbei unter Umständen und im Grunde noch Gewissen! Bedauern über einen faux pas! — Nacktester struggle for life; und doch alle Tiefe

und Mystik, alle Wunder der Liebe und hoher Gefühle, alle Selbstverleugnung und Selbstentäußerung hier! . . .

⚬

Nie wieder! — Ewig wieder! — Eins so beseligend und so — satanisch wie das andere! . . .

⚬

Wir sind draußen auf den Wiesen; sitzen unter einer der alten Eichen. Einsam steht sie zuäußerst gegen die Weite des grünen Geländes hin.

Still und sittig sitzt Ilona neben mir in einem lichten Kleide. Wir schweigen . . .

Stunde der Ruhe und eines Friedens, in dem das Herz fromm sich in seinem eigenen Rätsel wiegt.

Leid schweigt wie Wonne. Alltäglichstes mischt sich mit Bedeutsamstem zu einer einzigen Harmonie. Ich höre das Lied eines Finken, und es bringt mich auf das wunderschöne, buntkarrierte Papier, mit dem vormals die Schieferstifte beklebt waren, mit denen ich meine ersten Schreibversuche machte. Beide Ein-

drücke sind so hold identisch! — Ein riesiges weißgraues Gewölk, ein Gewölk von einem ganz hell und silbrig blitzenden Weißgrau, das gegen die Mitte zu sich zu einer dunkleren Isabellenfarbe verdichtet; hoch getürmt und feierlich starr im Äther. Es bringt mich auf eine Kammerluke, durch die gelb das Tageslicht vom Korridor herein auf mich fällt, der ich krank bin, im Bett liege und mit einer großen Zuckerbrezel in der Hand auf die Luke starre, hinter der meine Einbildungskraft wer weiß was für ersehnenswerte Herrlichkeiten und Märchenwelten träumt! —

Und was mag sie denken und träumen? . . .

Wir ruhen nur so ganz im Gefühl unserer Nähe. Unsere Seelen sind die drei riesigen, alten Eichen vor uns mit ihrem ruhenden, sonnendurchspielten Geäst, manchmal von einem kurzen flüsternden Hauch belebt. Die Sonne sind wir und die weite Wiesenfläche mit ihren zahllosen Blumen; die bleiche Mondsichel oben im Blau wie ein blaß graurosa Wölkchen.

„Bist du noch mit Geld versorgt?" fragte ich mit einem Mal.

„O ja."

Sie kratzt an meinem Rockärmel herum.

„Du hast da einen Fleck bekommen. Ich will ihn dir nachher auswaschen.“

Ich blicke auf ihren kratzenden Finger und lächle.

Ganz leise sprechen wir, mit der Hingenommenheit eines lauschenden Behagens; immer lauschend dem großen, sonnigen Weltenakkord des Lenzes, der uns umsingt und umblinkt . . . — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

---

## XVIII.

Weder um Gretas noch um der Kinder willen hatte Erhard sich in all dieser Zeit je ernstliche Vorwürfe gemacht; und so stark war sein Glück und die selige Gedankenlosigkeit seines Egoismus, daß sie jeglichen Konflikt, der etwa Miene machte sich anzuspinnen, im Werden erdrückten.

All solche Regungen von Gewissen, solche Anwandlungen von Konflikten, gingen nicht in die Tiefe der Empfindung; sie spielten sich vielmehr in

eine ziemlich kalte und verstandesmäßige Reflexion hinüber, blieben hier eine Zeitlang eine Art logischen Gedankenspieles, um dann, sobald sie lästig werden wollten, ohne besondere Mühe beiseit geschoben zu werden. Er hatte wohl Augenblicke, wo ihn der Anblick seiner Jungen nachdenklich machte, er spürte ein halbes Erschrecken, wenn er sie sich entfremdet fühlen wollte; und die gleichen Stimmungen wandelten ihn Greta gegenüber an. Doch sie kamen und gingen wie leise Schatten. Sie kräuselten sich zu flüchtigen Reflexionen und Gedankenspielen, in denen Begriffe wie Pflicht, Leidenschaft, geistige Freiheit und eine Theorie von Individualismus und Selbstbestimmung, glossiert wohl gar von Stirner und Nietzsche, eine Zeitlang hin und her gewendet wurden; doch nicht ohne eine ungeduldige Hast. Denn derlei war ihm nachgerade doch zu jungberdig. Wie Atavismen aus der seligen Studentenzeit kam es ihm vor, in der man noch auf Theorieen und Principien aus war. Und dies alles ertrank in dem lebendigen Rausch seiner Leidenschaft zu Ilona.

Dennoch kehrte es wieder und wieder. Er begann zu denken. Was sollte werden! Wo sollte es hinaus!

Hier stockte nun zunächst alles in einer Unentschiedenheit und Zwiegespaltenheit seiner Sympathieen. So schicksalstief seine Liebe zu Ilona auch immer war: seine Sympathie zu Greta war immer noch mehr als ein bloßer Schein. Sie mochte nun zwar wohl schon nur mehr noch Freundschaft denn Liebe sein; aber ein Freundschaftsgefühl, das noch immer der Liebe und Leidenschaft nicht durchaus bar. Und es war da sogar eine Art verfeinerter und vergeistigter Sinnlichkeit, die ihm Greta erweckte und die ihm ein Bedürfnis, in Augenblicken wohl gar eine Erlösung von der trüberen, die Ilona in ihm aufwühlte. Er ruhte bei Greta; und er mochte eigentlich diese Stunden gleichmäßigen Friedens nicht entbehren.

Hier war nun seine nächste Verlegenheitsausflucht, die beiden Frauen zusammenzuführen, Greta über dies Dreiverhältnis aufzuklären und es solcherweise zu sanktionieren.

Immer vertrauter ward ihm dieser Gedanke. Und er zweifelte nicht, daß Greta ihn verstehen würde. Es war ihm sicher und gewiß. Ja, hier würde *sie* sich bewähren! Hier konnten ihre feinsten und edelsten Tugenden zur Entfaltung kommen.

Wie er sie verehrte, wenn er dies sich vorstellte!

Und so, im Ernst, war die Angelegenheit für ihn entschieden. Dies war frei und schön und edel; über die Menschen und die Konvention. Dies würde höchstes Glück sein. — Die beiden Frauen würden solchem schönen, großen Freiheitsgedanken gewachsen sein. Keinen Augenblick war es ihm zweifelhaft.

Nur einen Vorwurf machte er sich. Warum hatte er Greta nicht schon längst eingeweiht? Weshalb hatte er so lange eine Heimlichkeit vor ihr gehabt? Aber hatte er denn wirklich eine Heimlichkeit vor ihr gehabt? Es war ihm, als erwache er aus einem Traum. Immer nur hatte er in diesem Traum und in diesem Rausch gelebt. — Doch dringlicher und dringlicher pochten nun heimliche Finger an die Pforte dieser Selbstvergessenheit, und er erwachte. Um zu öffnen und die letzte, schönste Erfüllung seines Glückes einzulassen.

Ja, das war es! Ohne Zweifel! . . .

Und der Tag kam, an dem er sprach.

In früher Morgenstunde war er hinunter in den Garten gegangen.

Bedrängt von der schweren Reife seines Glückes, seufzend unter seiner Fülle und heiter den Sonnen-

wundern der Lenzfrühe das Herz geöffnet, schritt er durch sein Eigentum.

Der Garten war sauber hergerichtet. Auf den braunen Beeten und Rabatten schimmerten wie lichtbunte Flämmchen die Blumen des Frühlings. Mit lustigen grünen Feuern kam es aus den braunen Reisern und Schößlingen der Sträuche und breitete sich über die geschorenen Rasenflächen; alles durchdrungen von den Strahlen der Frühsonne wie von einem hellen, fröhlichen Lichtblute.

Aus dem Blumengarten trat er in den Gemüsegarten. Aus dem Braun der zugerichteten Beete strebten in Abständen und schnurgeraden Zeilen die jungen Gemüsepflänzchen empor; alle noch gleichgeartet in ihrem ersten, zierlichen Wachstum; überschneit die sattdunkle, hier und da von der Sonne zu einem lichteren Goldbraun erhellte Erde von den zahllosen weißen und weißrosa Blütenblättchen, die die lind bewegte Morgenluft von den Wipfeln der Obstbäume herübertrieb. Und wie ein rosiger Schnee lag es auch über dem junggrünen Boden des Grasgartens, im zuckenden Spiel goldiger Lichter und lichtblauer Schatten. Auf hohen Stangen schaukelten in lichter Höhe aus dem weißleuchtenden Bluft die drei Starkasten.

Überall jauchzte das weiße Gewölk der Wipfel von jungen Liedern. Breit und flach spreizten sich die niedrigen Kronen der Apfelbäume, höher und steiler stiegen die Birnbäume hinan, und an den Spalieren hin zog das Zwergobst seine lustigen Ornamente und Arabesken. An den Wegen krisselte sich in dichter Reihe das Grün der Stachel- und Johannisbeeren, und an dem Grün der Mauer hin reckten die Himbeeren ihre gelben Schäfte, aus denen es hervorbrach wie Kresse.

Das Revier seiner beiden Jungen!

Er wurde unruhig. Dennoch lächelte er. Lächelte, weil dies Lächeln bei diesem Gedanken doch eigentlich logisch war. Aber nur deshalb. Er zwang sich zu diesem Lächeln; fürchtete sich, es nicht zu lächeln. Und erschrak, weil er sich zu ihm zwingen mußte . . .

Überhaupt . . . .

Er begann kurze, hastige Gesten zu machen; hierhin und dorthin; pfiff, die Brauen gerunzelt, ein Lied, zupfte hier an einem Strauch, band da ein Edelobstreis fest; suchte eine Freude an seinem umfangreichen Besitztum festzuhalten und fühlte doch, daß sie nicht recht natürlich war.

Also, er mußte mit Greta sprechen . . .

Er nahm sich zusammen und schritt langsam, sehr langsam, durch den Garten wieder zum Hause zurück.

Den Blumengarten her stürmten ihm jetzt die beiden Jungen entgegen. Die Mama selbst stand hinten auf der Veranda hinter den Blumen mit untergeschlagenen Armen und freute sich mit einem stillglücklichen Lächeln ihrer eifrigen Jungens. Sie hatte ihnen geheißen, Papa aus dem Garten zum Frühkaffee zu holen, und nun benutzten sie die Gelegenheit zu einem Wettlauf. Mit lichtblonden Krausköpfen und braunen Backen, mit großen braunen Blitzeaugen stürmten sie in ihren blauen Kitteln und mit ihren halb nackten, luftgebräunten, dicken, kleinen Beinen durch die Sonne den Weg her, Papa entgegen. Voran der Große, ein wenig hinterher der Kleine. Sie warfen die Beine weitaus, ein wenig nach der Seite, mit einem mutwilligen Schlenkern und ruderten mit ihren runden Ärmchen. Als aber der kleine Dicke gar zu weit zurückblieb und der Große, bereits am Ziel, lachend Papas Beine umklammerte, wurde aus dem Jauchzen ein Gezänk der Eifersucht.

Erhard, der durch die Berührung des Kindes in eine unbestimmte Verlegenheit geriet, machte

sich von ihm frei und schlichtete den Streit mit ein paar herzhaften Scheltworten. Dann ging er den Weg entlang langsam weiter auf die Veranda zu, an jeder Hand einen von den Jungens, die schnell besänftigt neben ihm hertrippelnd mit eifrigem Geplauder ihm ihre kleinen Angelegenheiten vortrugen.

Er hörte aber nichts. Es zwang ihn eigentlich nur immer, seine Aufmerksamkeit auf Greta zu richten, die wartend auf der Veranda stand, über den Blumen. Und doch war er nicht im stande, sie anzublicken.

So schritt er mit gesenkten Augen die Stufen hinauf.

Ohne sie anzusehen, fast mürrisch reichte er Greta die Hand und ließ sich am Frühstückstisch nieder.

Auf den braunen und gelben Steinfliesen des Fußbodens lag in breiten Flächen die Morgensonne, die schon linde wärmte. Sie hellte die Farben der Hyacinthen, die in langer Reihe auf der breiten Brüstung standen und die ganze Veranda mit ihrem süßen Duft erfüllten.

Man saß auf lichtgelben, geflochtenen Rohrlehnstühlen um den Kaffeetisch herum. Er war mit

einer gelben, gefransten Decke überdeckt, in die Blumen und Längsstreifen eingewebt waren in allen Nuancen eines goldigen Bernsteingelb. Um eine Vase mit einem Primelstrauß herum, stand das Frühstücksgeschirr; solides Meißener Porzellan mit seinen blauen Malereien. In seiner täglichen, zuverlässigen und unverbrüchlichen Ordnung war alles vorhanden, was von nöten, komfortabel, zureichend und ein wenig darüber.

Erhards Stimmung heiterte sich.

Greta saß ihm gegenüber. Sie war in einem wollenen Morgenkleid, an dem dunkelblaue und hellgraue Streifen herniedergingen. Hinten vom Nacken bis zum Saume lief eine breite, abstehende Falte. Erhard fand die Falte so lieb. — Aus der Spitzenkrause kam die weiße Rundung des Halses. In anmutig-mütterlicher Würde saß sie zwischen ihren Jungen. Sie teilte ihnen Semmeln und bestrich sie ihnen sorgsam, von der Ungeduld der beiden kleinen Bengel bedrängt, mit hellem Honig.

Mit einem Blick von unten herauf sah Erhard ihr zu.

Wie glücklich sie war! In mütterlicher Bedrängnis von ihren beiden süßen Rangen! Und — so ahnungslos! . . .

Unwillkürlich kam ihm eine Schadenfreude, eine wunderliche, heimliche Grausamkeit; nicht so des Gefühles, als des Intellektes. Denn eigentlich war er dennoch ganz herzklopfende Erwartung und Hoffnung.

Sie würde ihn ja sicher verstehen. — Gerade in dieser Richtung lag ja ihre feinste Seelenkultur und ihre eigenste Tugend . . .

Die Kinder hatten gegessen und waren in den Garten hinabgelaufen. Er war mit Greta allein.

Sie hauchte einen kleinen Seufzer vor sich hin, in Liebe froh, die kleinen Quälgeister für ein paar Augenblicke los zu sein.

Zuerst hatte sie mit so einer allerliebsten Geste mit der flachen Hand flüchtig über die Tischdecke hingestrichen, als glätte sie eine nicht vorhandene Falte. Sie blickte ihn nicht an. Aber in einer Art, als habe sie mit jeder Fiber die vertraute Gegenwart des Gatten. Still und lässig bequem so mit untergeschlagenen Armen ruhend, hatte sie das Gesicht mit einer zufriedenen Miene halb zur Seite gewendet, und ihre Blicke ruhten auf den Blumen.

Eine Zeit schwiegen sie so.

Nur die lichten Sonnenflecken bebten und

zuckten über den Tisch und das Geräte; die Hyacinthen hauchten ihre süße Würze, und ganz hinten vom Obstgarten her schallte durch den lustigen Lärm der Kinder der Frühgesang der Stare.

Noch immer haftete Erhard an ihr mit diesem dunklen Blick von unten herauf.

Ihre Ruhe! Ihre stille, sonnige Zufriedenheit!

Jetzt summte sie gar leise vor sich hin. Dann schwieg sie wieder, öffnete halb die Lippen und gab einen kurzen Laut von sich, als wolle sie ein Gespräch beginnen. Dann aber strich sie mit einer munteren, entschlossenen Geste über ihr Kleid und schickte sich an, aufzustehen.

„Willst du schon gehen?“ fragte Erhard schnell.

„N—na!“ machte sie lachend und blickte ihm mit ihren fröhlichen, guten Augen mitten ins Gesicht.

„Hm! — Bleib doch noch einen Moment!“

Er hatte die Augen wieder gesenkt, und seine Stirn hatte sich gekraust, als denke er über etwas nach. Er lächelte.

Sie machte sich's wieder bequem; still und heiter beglückt, daß er sie noch bei sich haben wollte.

Wieder war zwischen ihnen ein kleines Schweigen.

„Willst du mir etwas Besonderes mitteilen?“ fragte sie. Sie hatte sich dabei vorgebeugt, und ihre weißen Finger ordneten an dem Primelstrauß. Wieder summte sie. Es war so selten, daß sie sang. Sie war sehr bei Laune.

„Ah, nur so!“ machte er. „Es ist doch noch so schön zu sitzen!“

Sein Blick hatte vor Erregung fast etwas Spöttisches.

Aber sie merkte das nicht.

„Übrigens, du!“ machte er leger. Er hatte seine Brieftasche hervorgezogen, in der er langsam herumsuchte. — „Hm!“ — Jetzt hatte er eine Photographie herausgenommen, die er einen Augenblick mit krausen, nachdenklichen Mienen betrachtete.

Plötzlich hielt er ihr, ohne etwas zu sagen, das Bild mit einem schnellen Ruck über den Tisch hin entgegen.

Sie nahm. Mit lächelnder Neugier. Es war das Porträt Ilonas.

Erhard langte sich eine Cigarre aus dem Etui, die er sich bedachtsam und umständlich in Brand setzte, ohne scheinbar Greta zu beachten.

„Wer ist das?“ fragte sie, ein wenig überrumpelt.

„Hm!“

Er machte die Stirn kraus, Feuer von dem vorgehaltenen Zündholz ziehend.

„Eine Schönheit! — Wie?“

Er hatte das ausgebrannte Zündholz mit einer entschlossenen Bewegurg beiseite geworfen.

„Ah ja.“

Sie hatte ihn mit lächelnder Frage einen Moment angesehen, und betrachtete nun wieder das Bild.

„Sehr schön?“

Wieder blickte sie ihn an.

Er wich aus.

„Du! — Greta! — Haha!“ fing er plötzlich an, mit einer stockenden, wie stoßenden Stimme. „Sag' mal, was würdest du dazu sagen, wenn ich eine — Liebste hätte?“

Er warf ihr einen schnellen, lauernden Blick zu.

Aber dann, als sie ganz irritiert schwieg, wurde er verdrießlich.

„Nun aber, ich bitte dich! Was machst du denn für ein Gesicht?!“

Sie war vorhin ein wenig bleich geworden.

Nun lächelte sie. Aber sie hatte das Bild auf den Tisch gelegt.

„Ich denke doch, daß du einen Spaß verträgst?“ Er lachte.

„Nun? — Greta!“

„Eine — Liebste! Sieh!“

„Na also!“ Er schlug mit einer kurzen, scharfen Bewegung die Asche von seiner Cigarre. „Es ist eine Freundin. — Der schwere Diphtheritisfall von damals. — Du entsinnst dich. — Die ungarische Musiklehrerin, zu der ich im März geholt wurde. — Ich möchte dich eigentlich mit ihr bekannt machen! Hm! — Sie ist so allein. Hat keinen rechten Anschluß. — Sie thut mir so leid. — Ich möchte sie dir zuführen. — Sie ist wirklich ein so lieber, fröhlicher und gescheiter Kerl! Hm! — Sicher wird sie dir sehr gefallen! — Du könntest ihr so ein bißchen — ältere Freundin sein, verstehst du?“

„Nun, aber ja! Ja!“

Gretas Gesicht hatte wieder seinen gewohnten Ausdruck.

„Du bist ein bißchen neugierig auf sie? — Es interessiert dich, sie kennen zu lernen? Nicht?“

Er blickte sie noch immer nicht recht an.

„Aber ja! Gern!“

Sie war völlig beruhigt. Er atmete auf. —

Nun fing er an, ihr ein Langes und Breites über Ilona, ihr Leben und ihre Schicksale, ihren Charakter zu erzählen. Sie war die Tochter eines ungarischen Virtuosen, war früh verwaist und selbständig, und was alles. Er verschmähte es nicht, auch ein wenig ihre Gutherzigkeit anzusprechen. Sie nahm einen gleichmäßig interessierten Anteil. Und schließlich war ihr gutes Herz mit all seiner Sympathie für Ilona gewonnen.

Erhard hatte ein leises Gefühl von Scham und Verlegenheit.

Dennoch war er zufrieden.

Die Angelegenheit war vorderhand in Ordnung.

Greta zögerte noch eine Weile, dann schickte sie sich an, an ihre täglichen Verrichtungen zu gehen.

„Willst du schon gehen?“ fragte er wieder. „Bleib doch noch ein paar Augenblicke. — Der Tag läuft uns ja nicht weg.“

Sie blieb.

„Ja, also! Ich fragte dich vorhin,“ sagte er zögernd, die Worte dehnend, „wie du dich dazu stellen würdest, wenn ich eine Liebste hätte!“ Er lachte. „Na, es ist ja natürlich, wie sich von selbst

versteht — hm! — ein Scherz, nicht wahr? — Im übrigen aber, weshalb sollen wir nicht mal über das Thema plaudern können. Ich glaube, wir haben noch nie recht über dergleichen gesprochen!"

Er schwieg eine Weile. Dann lachte er, etwas geräuschvoll und unvermittelt, und sagte:

„Ja, nun sag' mal, mein Schatz! Überleg' dir mal? wie würdest du dich dazu stellen? Es ist ja ganz interessant, mal von so etwas zu reden!"

„Wie ich mich dazu stellen würde?"

Sie hatte ihm einen schnellen, verlegenen Blick zugeworfen. Aber sie war ruhig und ohne Argwohn, schien's.

„Ich weiß nicht?" zögerte sie und drehte den Kaffeelöffel langsam zwischen den Fingern umher.

„Würdest du mich verurteilen?"

„Nu, es käme ja doch wohl auf die Umstände an!"

Sie blickte mit einem ruhigen Lächeln zu ihm hin. Es schien, als fange das Gespräch an, sie zu amüsieren.

„Auf die Umstände! — Gewiß! Nicht wahr?"

Wie verständig sie war!

„Auf die Umstände! — Es wäre da doch wohl

ein Unterschied zu machen zwischen Frivolität und Notwendigkeit!“

„Ja!“

Sie nickte.

Aber plötzlich fragte sie ihn mit einem schalkhaften Lächeln:

„Wie kommst du denn aber mit einem Mal auf das Thema?“

Sieh, wie vernünftig von ihr! — Sie scherzte mit ihm.

„Hm! — Na, nimm an, daß ich irgendwo so ein ganz klein bißchen — engagiert wäre. — Hahaha! Sag, könntest du das vertragen, Greta? — Aber, na! Im Ernst!“ Nein, wie er zu schauspielern verstand. „Ich kam eben nur so darauf, wie ich dir vorhin die Photographie unserer Freundin — ich hoffe, sie wird bald *unsere* Freundin sein! — zeigte. —“

„Nun, ich bin vielleicht nur zu wenig eifersüchtig!“

„Sag, könntest du es — Hand aufs Herz! — nicht auch ein ganz klein wenig von dir selbst aus verstehen? — Ich meine zum Beispiel, hast du es nicht so im Gefühl, daß deine Freundschaft zu Alwin zum Beispiel Augenblicke hat, wo sie, ganz unwill-

kürlich, verstehst du? schon ein ganz klein bißchen mehr wie — Freundschaft ist? Wie!"

„O, ich bitte dich!"

„Na na?"

Er drohte ihr mit dem Finger und lachte.

„Nun geh! — Nein! — Nein! — Was du heute spaßhaft aufgelegt bist!"

Sie wurde rot und lachte.

Wirklich, das Gespräch machte ihr Vergnügen.

„Du wirst rot! — Siehst du? — Hahaha! — Na! Ich würde das gar nicht so unbegreiflich finden. — Freundschaftsverhältnisse zwischen Mann und Weib! — Es sind da doch wohl immer Gefahren. — ‚Gefahren'! Hm! — Alles ist schwankend im Leben und gleitet. Das Ideal ist ja selbst im besten Falle nur ein Hauch, die Schönheit eines kurzen Augenblickes. — Na, und Alwin? Frage dich mal! Frage mal dein Gefühl! — So eine ganz, ganz kleine Nuance? Halb unbewußt! — Eine Gewissensfrage! — Ganz objektiv und sozusagen psychologisch-wissenschaftlich? — Na? — Hahaha! —"

„Ach, sei still! — Wenn du so fragst! Das muß einen ja irritieren. — ‚Eine ganz kleine Nuance.' Da ist ja selbstverständlich alles möglich!"

„Also eine Zustimmung!" neckte er.

„Warte nur! Wie du mich auf den Leim lockst!“ lachte sie errötend.

„Du! Es ist so sonderbar,“ machte er, ein wenig nervös, „es ist sonderbar, daß man ohne Kebserei und Prostitution nie recht auskam. — Und die Polygamie! — Nicht wahr? — Ja, das ideale Zweiverhältnis, das absolut firme, war wohl nie vorhanden. Und wenn, dann fragt es sich vielleicht, auf wessen Kosten? — Die Ehe ist nicht umsonst unter ein Sakrament gestellt. Sie ist Zwang. Ein Zwang um einer Kulturidee willen. Nie ganz aus der Natur. Die Natur ist immer ein offenbares oder heimliches Gleiten. Selbst in den besten Ehen kommen Augenblicke vor, wo die Ehe als Zwang empfunden wird, schweifen die Sympathieen zur Seite. Sieh, das sollte man erkennen, daß die Ehe nicht so aus der Natur, als aus der Kultur ist; der Ordnung, der Kinder, der Erziehung wegen, zur Bändigung und Veredlung der Triebe. Aber sie kann die Triebe auch verknöchern und lähmen, und dann auch wieder geradezu kulturfeindlich werden.“

Sie schwieg. Sie war in einer verlegenen Nachdenklichkeit.

„Wenn man's so genau nimmt?“ meinte sie

dann in einem verlegenen Nachdenken. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Das ist mir alles nicht recht geläufig. — Nun, und aus Erfahrung weiß ich hier wirklich nichts!“

Sie sah ihn an und lachte, so recht mit einer herzlichen und schelmischen Gattenvertraulichkeit!...

„Du Gute!“

Mit einem unwillkürlichem Impuls griff er nach ihrer Hand.

Aber dann kam er wieder in eine nervöse Nachdenklichkeit. „Jeder Olymp hat seine unterirdischen Giganten, die ihn immer und immer wieder bedrohen. Überall lauert das alte Chaos. Und alles ist ewiger Kampf mit seiner dunklen Unruhe.“ —

Ah, nun ja! Aber was noch alles! — Es widerstrebte ihm plötzlich, alle diese Theorieen auszuspinnen. Er fühlte, es war ja doch nichts, als daß er ihre Advokatur nötig hatte. Und es wollte und wollte sich kein Übergang finden zu einem vollen Geständnis. Er war noch zu feig! Oder aus welchem Grunde er ihr nicht alles sagte? —

In Gefahr einer unleidlichen Stimmung brach

er das Gespräch kurz ab, erhob sich, küßte Greta auf die Stirn und rüstete sich zu seinen Krankenbesuchen . . .

---

## XIX.

„Du, weißt du, daß über Jlona gesprochen wird?“

„Ah, hast du dich etwa erkundigt?!!“ brauste Erhard auf.

Und dies Gesicht, das sie aufgesteckt hatte! Er sah den ganzen hohen Sittenrat und hörte ihn judizieren. — Es war doch eine wie die andere! . . .

„Erkundigt? — Erkundigt?!“

Greta starrte ihn an.

„N—nein! —“ Sie betrachtete einen Moment mit einem betroffenen Blick ihre Fingernägel. „Es wurde von ihr gesprochen.“

„Gesprochen? — So!“

„Sie giebt ja doch in den Familien Musikunterricht.“

„Nun ja! Und was weiter? — Was wird denn von ihr gesprochen?"

„O nichts! Nur so im allgemeinen!"

Es war, als wolle Greta ausweichen. Sie war sichtlich noch von seinem Ausbruch vorhin in größter Verwirrung und Betroffenheit.

„So! — Im allgemeinen!" Er mäßigte sich. „Nun ja! Und was soll das heißen? Daß sie nicht in unserem Hause verkehren soll? Daß dir das Gewäsch dieser Kaffeeschwestern mehr gilt als meine Empfehlung."

„O nein!"

Sie schien beschämt und irritiert.

„Wie kannst du überhaupt nur davon sprechen! Du kennst ja doch wohl meine Ansicht über Ilona!" Er stockte ein wenig. „Ich habe sie dir ja neulich hinreichend deutlich, dächt' ich, entwickelt. Wie kannst du nur irgendwie auf diesen Tratsch hören! — Du bist doch sonst so verständig! — Heiliger Corpsgeist des Kaffeeklatsches!"

Er lachte, als wenn er die Sache mit einmal humoristisch nähme. Aber er lachte aus Diplomatie. Denn sogleich hatte er Greta nun auf den heut' nachmittag bevorstehenden ersten Besuch Ilonas vorzubereiten.

„Nun gut! — Also heut' nachmittag kommt sie! — Ich denke, du wirst etwas auf das geben, was ich dir von ihr mitgeteilt habe; und ich hoffe, daß ihr Freundschaft schließen werdet! — Greta! Nicht? Ihr werdet Freund miteinander werden?"

Und noch einmal fing er an, davon zu reden, was für ein prächtiges Geschöpf Ilona sei, wie sie so allein dastehe und was dergleichen mehr.

Doch das blieb haften, daß Greta überhaupt dies Thema angeregt. Das war ein Manko. — Jaja! Sie war im Grunde so gut Philister, wie die anderen! — Und sonderbar! es schien ihm plötzlich, als sei ihm das nicht neu. — Und doch war es das erste Mal, daß er sie von dieser Seite sah! . . .

❁

Am Nachmittag kam denn also Ilona.

Den ganzen Tag über war Erhard, seit diesem letzten Gespräch, in Aufregung gewesen. Mit einer etwas forcierten Heiterkeit und Gesprächigkeit hatte er Greta noch einmal einen Vortrag über Ilona gehalten; über Philisterei und geistige Freiheit, und alle ‚feineren Instinkte des Geistes'. Zudem: sie

war ja so verständig, tröstete er sich, und besaß so viel wahre, eingeborene Herzensgüte.

Also Ilona kam.

Sie trug ein schlichtes, schmuckes Kleidchen und wirkte so unwiderstehlich lieb, wozu auch ihr ein wenig unbeholfenes Deutsch und ihr ungarischer Accent half, daß sie sichtlich gleich an Greta eine Eroberung machte.

In dem großen, sonnigen Verandazimmer saßen sie beieinander.

Ilona war ein wenig befangen. Ihr Ausländertum trug wohl auch Schuld daran. Sie zeigte Greta gegenüber Respekt und Zutrauen. Erhard hatte ihr soviel von Gretas Herzensgüte erzählt und sie in jeder Weise vorbereitet.

Greta wurde immer liebenswürdiger zu ihr. Nach allen Vorbereitungen war sie auch für die Romantik, die in Ilonas Herkunft, in ihren Schicksalen, ihrer Lebensweise und ihrer Erscheinung war, nicht unempfänglich. Und dann sprachen sie natürlich über Ilonas Krankheit; von der Todesgefahr, in der sie geschwebt. Das steigerte Gretas Sympathieen; während Ilonas gute Manieren ihr bürgerliches Gefühl für Sauberkeit und Wohlanständigkeit befriedigten. Und dann war Ilona so schön! . . .

Nur eins wollte Erhard wider den Geschmack gehen.

Greta zeigte da so eine Neigung, die mütterliche Freundin zu sein; in der Erhard zudem so etwas wie die Herablassung der Gutbürgermadame gegen eine zwar angenehme und liebenswürdige aber nicht ganz gleich rangierte Person wahrzunehmen glaubte.

Und, ja! wie denn? Nannte sie Ilona da nicht gar „liebes Kind"?! —

„Hm! — Du nennst Ilona ‚liebes Kind', Liebste?" fragte er sehr freundlich. „Haha! — Weißt du, wie alt sie ist? — Und warum," fragte er bieder, „überhaupt diese Art von — Würde? Ich möchte so gern, daß eure Freundschaft sich doch weniger ceremoniell gestaltete. — Philisterei! — Ihr sollt miteinander so jung wie möglich sein. Wir wollen alle Drei miteinander so jung und fröhlich wie möglich sein."

Greta schwieg eine Weile.

Dann hob sie die Augen und sagte, Ilona ansehend:

„Ja, es ist wahr!" Sie lächelte; ihre Lippe zuckte ein wenig, bemerkte Erhard. „Ich hoffe, Sie haben mir nichts übel genommen. Ich denke, wir

werden gut Freund miteinander werden. Man versauert ein wenig als Mutter und Hausfrau. Sie können immer in Ihrer Kunst leben. Ich hoffe, daß auch mir das noch ein wenig zu gute kommen wird."

Sie reichte Ilona die Hand.

Und so ward es in der Folgezeit.

Erhard hatte den bestimmten Eindruck:

Ilona zeigte sich diesem Verkehr gewachsen. Und zwar gerade aus der herzhaften und frischen Kraft ihres impulsiven und naiven Temperamentes heraus.

Sie war frei aus Temperament und Anlage, nicht auf Grund irgend einer Theorie, eines Princips, einer verstandesgemäßen Erwägung. Nichts Grüblerisches und Haftendes war in ihr. Und sie nahm Greta völlig ein, bezauberte sie, steigerte ihr Wesen zu einer neuen Jugend.

Zwar blieb auf Gretas Seite eine gewisse Schwere und Unbehülflichkeit, urteilte Erhard. Es fehlte ihr an Temperament und Unmittelbarkeit ...

Ilona war dem Hause so halbwegs das „Mädchen aus der Fremde".

Sein Glaube an das Dreiverhältnis wuchs.

Dies Wunderbare würde über alle Konvention hinaus Ereignis werden.

Dennoch ergaben sich da so gewisse Momente, die ihn wohl auch wieder bedenklich stimmten. Ilonas Unbefangenheit verstummte dann. Sie wurde so sonderbar still und nachdenklich.

Doch solche Augenblicke gingen vorüber, zumal er es nicht an Vermittlung fehlen ließ; und seine Zuversicht stärkte sich wieder.

Aber die letzte Schranke war noch zu beseitigen. Das war Pflicht und Notwendigkeit.

Doch noch verschob und zögerte er . . .

---

## XX.

Selten verging ein Tag, an dem Ilona nicht im Hause verkehrt hätte.

Man brachte die Zeit meist im Freien zu; zwischen Blüten und Blumen im Garten. Man nahm hier die Mahlzeiten ein, plauderte, scherzte und spielte. Arm in Arm spazierten die beiden Frauen im vertraulichen Gespräch die Gartenwege entlang. Wenn Ilona kam, so eilten sie sich in herz=

licher Freude entgegen, umarmten sich und tauschten einen freundschaftlichen Kuß.

Greta schien sich von Tag zu Tag mehr zu verjüngen. In ihrer Kleidung begann sie diese und jene kleine Koketterie zu zeigen, im instinktiven Wetteifer mit der jüngeren Freundin. Hier brachte sie ein Schleifchen an und da, kleidete sich in hellere Stoffe. Es war etwas im Bausch ihrer Ärmel, im Schnitt und Faltenwurf ihrer Kleider, das sie jünger erscheinen ließ. Sie begann luftige und helle Blusen zu tragen, ihr Haar anders zu ordnen. Ihr Blick und ihr Mienenspiel, ihre Gesten änderten sich; zuweilen konnte sie geradezu mädchenhaft wirken. Sie sang und summte ein Liedchen. Ja, sie lief und hüpfte wohl gar gelegentlich ein paar Schritte einen Gartenweg entlang, lachte länger, lauter und öfter als sonst.

Und mit all diesen wiedergeborenen Reizen begann sie Erhard von neuem zu fesseln; so daß er Augenblicke hatte, in denen seine Sympathie für die beiden Frauen eine völlige Gleichmäßigkeit zeigte.

Und diese erneute Neigung wieder, die Erhard ihr in dieser Zeit zuwandte, die Wahrnehmung, daß ihre Reize eine neue Herrschaft über ihn ausübten, beglückten sie und ließen sie der Freundin

eine Dankbarkeit zuwenden, die sie noch enger, die sie schwesterlich miteinander verband. Ihr bürgerlicher Verkehr, all diese Cirkel und Kränzchen wurden ihr entbehrlicher . . .

⚬

Eines Nachmittags war Ilona mit Erhard allein, hinten im Garten. Greta, die vorn im Hause beschäftigt war, hatte sie allein gelassen; ohne Mißtrauen, obschon sie sich beide selbst in ihrer Gegenwart eine Sympathie erwiesen, die über eine bloß freundschaftliche hinausging. Und nicht bloß in Worten. Denn sie gefiel sich darin, in dieser Hinsicht eine Toleranz und geistige Freiheit zu zeigen, die freilich nicht ohne Gründe war. Denn Erhard pflegte es ihr mit hundert Aufmerksamkeiten zu lohnen. Es erleichterte ihr, über dem ‚philiströsen' Niveau ihrer bürgerlichen Standesgenossinnen zu stehen in einem geistigen Ausnahmezustand.

Erhard bemerkte dies alles mit Freude und herzklopfender Hoffnung. Er pries sich nun klug, daß er bis daher geschwiegen. Er würde Greta überrumpelt haben. Von selbst mußte sich alles entwickeln und zur Erfüllung gelangen; und mit

neckischer Hand mußte sein Wort den letzten Schleier von einer Wahrheit ziehen, die nichts Befremdliches mehr hatte.

Und doch! Und doch! Es blieb da so ein dunkler Zweifelrest . . .

Allein war er mit Ilona im Garten.

In blauen, rötlichen und weißen Wolken schimmerten die Holunderbüsche und die Rosensträuche standen in Blüte. Die Nelkenbüschel ragten auf den Beeten und die edle Schlankheit der Lilien.

Arm in Arm gingen sie die Wege hin über den sauberen Kies, der hier im Licht der Sonne wie breit ausgestreuter Goldstaub leuchtete, bald von den lichtblauen Schatten bergenden Gebüsches überdeckt war. Arm in Arm gingen sie durch den Rausch dieser idyllischen Lenzpracht, die sie umduftete, umleuchtete und umjubelte.

Sie sprachen von Greta. Wie sie es so oft thaten, wenn sie mitsammen allein waren. Man hatte sich in diesem Dreiverhältnis wechselweise so viel zu danken. Und so hatten sie beide es Greta zu danken, daß sie die trüberen Elemente ihrer Leidenschaft bannte, daß sie ihre Liebe stiller, steter und glücklicher machte. Das ruhige, sonnenhelle Idyll dieser Nachmittagsstunden, die sie hier zu Drei im

Garten miteinander verbrachten, klärte und veredelte ihre Neigung, ließ sie seelischer und tiefer werden und erschloß ihnen neue, feinere und beseligendere Wonnen. — Wie andrerseits ein vielleicht ein wenig laues Freundschaftsgefühl, das, auf gegenseitiger langjähriger Gewohnheit beruhend, Erhard und Greta verbunden hatte, durch dies Dreiverhältnis zu einer wärmeren Empfindung und zu einen sinnlichen Wohlgefallen sich gesteigert fand. Etwas Milderes und Reiferes war in Ilonas Wesen gekommen, wie Greta in der letzten Zeit jugendlicher sich entwickelt hatte.

In einem langen und verlorenen Kuß spürten sie wohl beide in dankbarer Sympathie die Sehnsucht, Greta bei sich zu haben, als sie durch einen Schrei aufgeschreckt wurden.

Es war Greta, die in halber Ohnmacht sich an einen Baumstamm stützend, vor ihnen stand.

„Greta! — Liebe! — Süße!“

Erhard war auf sie zugeeilt und hatte sie in die Arme geschlossen.

Mit sanfter Gewalt bog er ihr das Gesicht zurück und redete mit lachenden, unwiderstehlichen Schmeichelworten auf sie ein.

Wie durch ein Wunder und eine Gnade hatte die reine Sympathie, die ihn im letzten Augenblick

mit Ilona verbunden, alle Befangenheit und Feigheit besiegt, und er hatte dies vermocht.

Und jetzt kam auch Ilona, nach einem kurzen, betroffenen Zögern, zu ihr hin und zog sie in Umarmung.

*

Doch Greta machte sich frei und eilte durch den Garten zurück dem Hause zu . . .

Langsam ging Erhard mit Ilona ihr nach. Sie schwiegen beide, und schweigend reichte sie ihm die Hand zum Abschied, während er sich in das Haus begab, um Greta aufzusuchen.

Er fand sie in ihrem Zimmer.

Über das Sofa lag sie hin, das Gesicht in das Kissen gedrückt.

Bei seinem Eintritt erhob sie sich in sitzende Stellung, sogleich den Blick wieder von ihm abwendend.

Ihr Gesicht war bleich und feucht von Thränen. Doch — er atmete auf — in diesen Thränen war weder Groll noch Verdammung.

Mit zagender Vorsicht trat er zu ihr hin.

Regungslos saß sie, mit ihren rotgeweinten Augen vor sich niederblickend und erwartete seine Rede.

„Greta!“ begann er leise. „Ich bin schuldig, weil ich es dir so lange verheimlichte. In allem übrigen aber, Greta —“, er sank vor ihr nieder und suchte, ihre Hände ergreifend, ihr Auge — „nicht wahr, du verstehst, daß es nicht Leichtsinn und Frivolität ist, daß es nicht — Fehltritt ist!“ —

Sie schwieg. Nur ihre Lippe zuckte. Aber sie ließ ihm ihre Hände. „Greta!“ flüsterte er leidenschaftlich und verzweifelt. „Und ermiß meine Bedrängnis! In unserer Brautzeit liebte ich dich nicht heißer, als ich dich jetzt liebe. Es ist unmöglich, daß ich dich lasse! Ich würde es nie überstehen, wenn du dich von mir abwendetest! Ich schwöre dir, Greta! Sie macht mich nicht glücklicher als du! Es ist da so viel Trübnis und Unruhe! — Weil es Schicksal und Notwendigkeit ist gegen allen Willen! — O, wie ich dir deine stille, sänftigende Liebe zu danken habe!“

„Laß mich!“ rief sie plötzlich mit Hast. „Laß mich noch!“ setzte sie dann leiser hinzu. Sie schien sich erheben zu wollen.

„Nein, Greta! Nein! — O bleib noch! Höre mich noch! — Ich muß dir erst noch alles sagen! — Wie gut du bist! Wie übermenschlich gut! — Greta! Du wirst mich nicht verstoßen?“

Ein heftiges Schluchzen war ihre Antwort.

„Höre mich noch, Greta! — Ich weiß ja, es ist unerhört und über das Gewöhnliche. Nicht, daß ich Lona liebe, sondern daß ich eine gleich starke Liebe euch Beiden zuwende; dir wie ihr! — Es ist so wundersam, wie die Liebe zu ihr in mir entstanden ist!“ —

Und nun begann er ihr zu beichten; von der wunderlichen Sympathie, die ihn die Begegnung mit Ilona hatte vorahnen lassen und von allem, was er bis dahin mit ihr erlebt. Alles beichtete er Greta. Ohne Rückhalt. — Plötzlich aber fühlte er, wie er etwas vermied, wie er um etwas herumging. Immer deutlicher, immer peinlicher ward dies Gefühl, und zugleich merkte er, wie es unmöglich sein würde, ihr das und gerade das zu offenbaren. — Alles, alles sagte er ihr in diesen Augenblicken; in jede heimliche Falte seiner Seele ließ er sie blicken; nur nicht dies eine! Dies eine nicht, wie Greta ihm in jener ersten Zeit seiner Leidenschaft zu Ilona gleichgiltig geworden, wie sie ihm zum Philister geworden, wie er sich innerlich von ihr entfernt. Nur dies eine nicht! —

Seine Rede fing an zu stammeln. Er begann, sich reden zu hören wie einen Automaten. Es wurde fast unerträglich.

Er war von ihr aufgesprungen und lief hin und her.

„Greta!“ begann er wieder nach einer kleinen Pause. „Weshalb sollte es nicht ein Verhältnis und eine Verständigung zwischen drei Menschen wie uns geben! Du liebst Lona! Du hast sie lieben gelernt wie eine Schwester. Deine Liebe zu ihr giebt dir das Verständnis meiner Liebe zu ihr. Und sie liebt dich, wie du sie liebst. Und ich liebe euch beide.“ Wieder stockte er und wollte sich verwirren. „Prüfe dich, Greta! Warum sollen solche Verhältnisse immer tragisch enden? Die Ehe, die Institution ist . . . nun ja!“ Jetzt wollte er wohl gar wieder anfangen zu theoretisieren.

Innerlich aber spürte er nur immer dieses sonderbare Verschweigen. Und er hatte die peinigende Empfindung, als wisse Greta davon in diesem Moment, wie vermöge einer Art von Gedankenleserei. Aber er liebte Greta ja doch?! —

Bis er schließlich, gleichsam Hilfe suchend vor dieser innerlichen Bedrängnis, vor Greta niederstürzte und, ihren Körper mit beiden Armen umklammernd, ihr das heißeste Geständnis seiner Liebe machte.

„Greta! Ich weiß! Du wirst diesem Verhältnis

gewachsen sein! Du bist so klug und gut und verständig! Und, ach! wenn du wüßtest, wie ich das brauche! — Wie mir deine kluge, stille, edlere Liebe von nöten ist! — Greta! Nicht? — Du!"

Er fühlte, wie ihre Hand nur so leise über sein Haar streichelte . . .

---

## XXI.

Und Greta fand sich ab. Und wirklich hatte er sie in Verwirrung gesetzt. Was vor allem zu der Rechtfertigung eines so ungewöhnlichen Verhältnisses bei ihr den Ausschlag gab: so unglaublich das alles erschien: er liebte sie! Seine Neigung war stärker als je im Laufe der letzten Jahre gewesen. Mit hundert beglückenden Beweisen that er ihr dies dar.

Er liebte sie. Daraus folgte alles andere. Und das machte alles möglich. — Immer hat eine mit begeisterter Überzeugung vorgetragene Idee, so ungewöhnlich und über alles Erlebte hinaus sie

sich auch darstellen mag, ihre fortreißende Gewalt. Und unwiderstehlich war die Suggestion, die es auf sie ausübte, wenn er ihr von der Heiligkeit und der Glücksfülle, von den erhebenden und veredelnden Wirkungen sprach, die ein solches Verhältnis haben müsse. — Denn, er liebte sie. Das war entscheidend.

Auch war sie der Romantik eines solchen Ausnahmezustandes nicht unzugänglich. Sie erinnerte sich der Sage vom Grafen von Gleichen, an andere derartige Fälle, welche die Möglichkeit einer solchen Dreiliebe zu verbürgen schienen. Soviel Poesie war darin! Auch das! . . .

Weil er sie liebte! — Das war alles und genug! Sie so stark liebte wie nur je. Gegen alle Möglichkeit schien es, wie ein Wunder war es, und dennoch Wirklichkeit . . . .

Er liebte sie. — Das berechtigte ihn zu allem. Und noch je hatte sie sich ihm untergeordnet, hatte sie vertrauensvoll seinem stärkeren Willen nachgegeben; entsagend und sich bescheidend wohl auch in uneigennütziger und bis ins Unendliche dankbarer Liebe.

Dies vermochte sie. Keine zweite würde ihn so lieben können. Sie begriff, daß sein reicher und in

seiner Fülle unruhiger Geist von ihr zu einer Anderen abschweifen konnte; aber sie wußte ebenso, daß gerade ihre umfangreichere und elastischere Neigung ihm von nöten war.

Dennoch zeigte ihr Wesen nach Erhards Eröffnung eine stille Resignation. War sie im Laufe der letzten Wochen durch den Verkehr mit Jlona gleichsam aufgelebt und jung geworden, so wurde sie nun wieder die gereifte Frau; und dies war wie eine unbewußte und unwillkürliche Reserve . . .

Sie hatte sich mit Jlona ausgesprochen. Als Jlona ein paar Tage später gekommen war, hatten sie sich die Hand gedrückt und umarmt. Greta hatte geweint, und auch Jlona hatte ein paar Thränlein verloren. Bald aber war sie wieder die Frühere gewesen, mit der Unstäte ihrer genialen Fröhlichkeit, zigeunerhaft; eine Mignon mit allen Eigenschaften der Philine, meinte Erhard.

Greta hielt sich diesen Eigenschaften gegenüber jetzt in einer Art mütterlich-wohlwollender Reserve, obschon sie nach wie vor ihrem Zauber unterlag.

Bisweilen indessen, so sehr sie sich auch in die Lage gefunden, ertappte sie sich doch auf einer Hoffnung, die halbwegs schon einem Wunsche glich: daß dennoch die Zeit wiederkommen werde, da

Erhards Neigung sich ihr wieder ausschließlich zuwenden würde.

Doch vorderhand war das Wundersame Ereignis geworden. Ein Dreiverhältnis hatte sich geschlossen, daß auf Offenheit und Wahrheit sich gründete, in dem keine gegenseitige Verheimlichung war. Ein Kindheitszustand gleichsam, dem alles gestattet war; dessen einziges Gesetz gegenseitige Liebe und Sympathie. Und sie lebten schöne Glückstage neidloser Liebe.

Jeder zwar von ihnen mußte in irgend einer Hinsicht resignieren. Aber gerade das war, wie es die Notwendigkeit heischte, sich auf einem höheren und ungewöhnlichen sittlichen Zustand zu halten, ein neues und unerlebtes Glück, das Leidenschaft und Sinnlichkeit und alle egoistisch-primitiveren Triebe edelte und stillte . . .

✿

Da traf es sich eines Tages, daß Alwin zu Besuch kam.

Er war den Vormittag über in der Stadt gewesen und dann nach seiner Gewohnheit zum

Mittagessen gekommen, um den Nachmittag bis zum Abend in der Familie zu verweilen.

Er hatte die beiden Jungen wieder zurückgebracht, die für ein paar Wochen bei ihm auf dem Lande gewesen waren.

Sie waren braun und rund geworden wie die Wachteln, und fanden kein Ende mit dem Erzählen.

Onkel Alwin hatte ein großes gelbes Schloß mit einem richtigen kleinen Kirchturm in der Mitte, in dem eine Uhr war und eine richtige Glocke, die die Stunden schlug, und mit der geläutet werden konnte. Und dann hatte Onkel Alwin einen Hof, der war so groß wie der Domplatz. Auch Bäume waren drauf. Genau wie auf dem Domplatz. Linden! — Und soviel Gänse, Enten und Hühner und Truthühner, auch zwei wunderbar schöne Pfauen. Und ein mächtig großer Düngerhaufen, der einen Zaun hatte. In der Mitte gingen die Kühe mit ihren kleinen Kälbern spazieren. Und die Pferde hatten ein Haus, und die Kühe und Schweine; alle ein besonderes. Und auch die Tauben! — Mitten auf dem Düngerhaufen. So viele hätte der Onkel! — Und die Tiere machten alle so einen lustigen Lärm! . . .

Auch auf den Feldern waren sie gewesen. So weit man sehen konnte, bis hinter zu den Bergen und dem Wald! Das gehörte alles dem Onkel. Und den Pflug hatten sie gesehen. Und auch geritten hatten sie. Und die Felder waren schon ganz grün, weil das Getreide 'rauskäme. Auch die Kartoffeln. Und auf den Wiesen waren sie gewesen, wo die Mutterpferde auf der Weide gehen mit den allerliebsten kleinen Fohlen, die man in der Stadt gar nicht zu sehen kriegt.

Auch einen großen Wald hatte Onkel Alwin, in dem sie gewesen waren, und wo sie Farren und Blumen gepflückt hatten. Auch Erdbeeren hatten sie gefunden.

Sie hatten Bekanntschaft gemacht mit Male, Lene und Trine, mit Gottlieb, Krischan und Peter. Und sie ahmten ihren Dialekt nach, in einer Weise, daß es sich fand: sie waren die richtigen kleinen Bauern geworden.

Mit eifrigen Äugelchen und weiten Mäulerchen bestürmten sie Papa und Mama; sich überhastend, ergänzend, berichtigend, vor Übereifer sich verwirrend und miteinander in Streit geratend.

Jetzt erst merkte Erhard, daß sie ja aus dem Hause gewesen waren. Und welch' ein entrück-

tes Leben sie inzwischen hier zu Drei geführt hatten.

Er war erstaunt und befangen. Wie ein leises, ernüchtertes Erwachen war es ja beinahe. Und so eine wunderliche Scham überkam ihn. Es machte ihn zurückhaltend gegen die eifrigen beiden kleinen Kerls, die sich vor Freude, wieder bei Papa und Mama zu sein und ihnen so viel Neuigkeiten erzählen zu können, kaum zu lassen wußten.

Auch Gretas Stimmung hatte einen ähnlichen Moment gehabt. Doch freier und schuldlos-unbenommener kam sie zu sich selbst.

Nie hatte sie sich in letzter Zeit so frisch und froh belebt gezeigt! Ihre lachenden Augen wichen nicht von den beiden kleinen Kerlen. Beständig lachte sie; mit einem Lachen, in dem die herzhafteste, unbändigste Mutterfreude jauchzte. Beständig hatte sie zu plaudern, zu staunen, zu herzen und zu bewundern. Und diese sympathetische Kette spann sich hinüber zu Alwin, dem sie Blicke zuwandte, in denen die herzlichste Dankbarkeit lebte.

Ihn selbst, Erhard, schien sie gänzlich vergessen zu haben.

Die Kinder! — Die Kinder waren ja in all der Zeit nicht im Hause gewesen! — Und nun

waren sie da! — Mit aller Vergangenheit! Und zu allem Onkel Alwin! — Und alle — Wirklichkeit! ...

Nahezu peinlich aber schien die Situation als sich zur Nachmittagszeit Jlona einstellte.

Es war zunächst selbstverständlich, daß ihr Eintreffen die Kinder schüchtern machte, die die fremde Dame mit verwunderten und leichtgeängsteten Augen anstarrten. Auch Greta empfing sie fast mit Befremden, schien es Erhard. Ja, sie zeigte sogar einige Nervosität und etlichen Unmut, weil sie die Kinder zu beruhigen hatte, die sie schließlich gar genötigt war fortzuführen, weil sie auf dem besten Weg waren zu weinen.

Und als Erhard ihr Alwin vorstellte, wurde er von der drückenden Empfindung belästigt, daß er sie vor dem Vetter in einer gewissen Hinsicht verheimliche und verheimlichen müsse. So war ihm Alwins Gegenwart geradezu fatal. — Während andrerseits Jlonas Anwesenheit die Anderen zu genieren schien. Greta zeigte offenbar Verlegenheit. Sie verbarg sie zwar hinter einer besonderen Liebenswürdigkeit; aber in dieser Liebenswürdigkeit war es, schien Erhard, wie Zerstreutheit und wie eine unwillkürliche Kühle. Es hatte beinahe den Anschein, als bedeute Jlonas Eintreffen die unerwünschte

Ankunft eines Konvenienzbesuches mitten in ein vertrauliches Familienbeisammensein hinein.

Lüge war zwischen ihnen und Verheimlichung. Und — Selbsttäuschung, die nicht offenbar werden will. . . .

Und wie sie sich da alle gruppiert hatten! . . .

Alwin saß, mit seinem Riesenkörper, mit Lippen, die unter dem großen weißblonden Bart so gut und linkisch lächelten, in seiner angestammten Sofaecke; und Greta hatte sich vertraulich zu ihm gesetzt, in die andere Ecke des Sofas.

Wie die Beiden zusammen paßten!

Ilona saß abseits, still in ein wenig gezwungener Haltung in ihrem Sessel. Sie machte sich, dunkel und bräunlich in einem leichten, lichten Frühlingskleid, wie ein liebes, erschrockenes Kind.

Er selbst stand in ihrer Nähe. Mit beiden Händen hatte er die Lehne eines Stuhles erfaßt und wippte den Stuhl, die Blicke auf den Boden gerichtet, leise im Takt auf und nieder.

In seiner großen, schlanken, etwas hageren Gestalt, in seiner eleganten Haltung und seiner fein nervigen, intelligenten Blondheit setzte er sich mit Ilona zu den beiden Anderen in einen so bedeutsamen Kontrast.

Und gleichsam in einer leisen, unwillkürlichen Verwirrung seines Urteilsvermögens hatte er das absonderliche Gefühl, als sei Ilona seine Frau und sie beide seien bei Alwin und Greta als einem ihnen befreundeten Ehepaar zur Visite.

Dies war in der Gruppierung. Und nicht weniger im Milieu.

Es war Erhard plötzlich so fremd.

Das vornehm-behäbige Tacken der Pendüle klang so fremd, so höflich-liebenswürdig und doch anständig reserviert. Der solide Komfort der Möbel, all die gutbürgerliche Wohlhabenheit, die sie umgab, hatte vielleicht etwas Abweisendes sogar, etwas wie eine Reserviertheit der Kaste. Wie denn etwa die Gutbürgerlichkeit dieser Stadt, mit Gewerk, Handel und Geldangelegenheiten vornehmlich beschäftigt und in dieser Beschäftigung ihre Bedeutung und Würde findend, der Kunst zwar ein höfliches, aber kein vertrauliches und intimeres Interesse zukommen ließ, ein Interesse des Decorums wegen, in dem zugleich ein gewisser Dünkel und Kastenhochmut war. So gepaart waren sie sich, Alwin und Greta und Erhard mit Ilona fremd wie zwei Welten.

Das Gespräch hatte seit Ilonas Ankunft ge-

stockt. Nur wenige und oberflächliche Worte waren ausgetauscht worden. Und dann trat plötzlich ein Moment ein, wo es ganz und gar auf den Sand lief.

Erhards Nervosität nahm zu von Augenblick zu Augenblick. Seltsamerweise war er mit Greta beinah böse. Er hätte mit ihr einen Streit anfangen können.

Um nur den Engel zu scheuchen, der im Augenblick über ihnen schwebte, wandte er sich zu Jlona.

„Sind Sie," — er stockte und zögerte sie anzublicken — „vorgestern abend in dem Beethoven-Konzert gewesen?"

Die beiden Anderen blickten mit einem Mal auf. Es war, als ob in ihren Augen ein Erstaunen wäre, daß er Jlona so vertraulich anrede. Er hatte die Grille, dieses Erstaunen selbst Greta anzumerken. Es machte ihn noch gereizter.

Gewiß, sie war in dem Konzert gewesen.

Aber mit einem Male wandte Erhard das Gespräch zu dem guten Vetter Alwin hin.

„Wir haben heut' Abend ein zweites Künstler-Konzert!" sagte er. „Wir werden ja die Saison über gerade mit Musik nur so gefüttert. Die einzige „soit-disant-Kapazität" unsrer wohllöblichen

Bürgerschaft, die Musik. — Wie wär's, hättest du nicht Lust, Vetter Alwin?"

Alwin lächelte und machte mit seiner großen, breiten Hand eine unbeholfen ablehnende Geste.

Er war heute so viel umhergelaufen. Und dann mußte er wohl zu Abend wieder heim.

Freilich wußte Erhard: Onkel Alwin verstand von Musik so viel wie die Kuh vom Leierkastenspielen.

Greta schien Erhard zu beobachten. Mit einem klugen, forschenden Blick.

Plötzlich erhob sie sich und begab sich zu Ilona, mit ihr ein Gespräch anknüpfend.

Erhard seinerseits ging zu Vetter Alwin und fing an, mit ihm zu rauchen und über Politik zu sprechen.

Da war ja wohl in seinem Kreis Ergänzungswahl für den verstorbenen Reichstags-Abgeordneten.

Alwin wählte konservativ. Erhard pflegte seinem offiziellen politischen Glaubensbekenntnis gemäß freisinnig zu wählen.

Sie gerieten in Eifer. Alwin hatte zwar feste Ansichten. Sie gründeten sich aber mehr auf Gewohnheit und angestammte Pietät als auf Einsicht, abgesehen von seinen praktischen Interessen. Auch

war er zu phlegmatisch und zu unbeholfen, um seine Meinungen zu diskutieren.

Alles dies reizte Erhard noch mehr. Er begann, die Sozialdemokratie in Schutz zu nehmen. Es fehlte nicht viel, so fing er wohl gar an, aus Paradoxie eine Lanze für den Anarchismus zu brechen; denn das stille Grausen Vetter Alwins belustigte ihn.

Als sich aber mit einem Mal Greta auf Alwins Seite schlug, da erschien ihm das dermaßen dumm daß er ernstlich in Gefahr kam, sich zu zanken.

Da ihm das natürlich gegen den Geschmack lief, brach er mit Ilona auf, um in das Konzert zu gehen, und ließ die beiden allein . . .

---

## XXII.

In dieser Zeit traf Erhard eines Tages ganz unerwartet mit „Loki“ zusammen, dem „Roten“, dem „roten Jürg“, von dem er seit Jahren kein Lebenszeichen mehr gehabt. Am Spätnachmittag

begegnete er ihm; auf der Flaneurseite der Hauptstraße.

Genau wie früher trug Loki den ungeheuren schwarzen Kalabreser, einen von der Art, die man ‚Wolkenschieber' oder ‚Anarchistenstürmer' nennt, seitwärts auf das Krausgewirr seiner roten Locken gedrückt. Seine hellen, stahlgrauen Augen blickten genau so maliziös und impertinent-kurzsichtig unter den roten Brauen und der tiefen Nasenfurche durch den Kneifer; genau so provokant stülpte sich die kurze Nase in dem blassen Gesicht mit ihren zwei tiefen Falten zu dem breiten, bartlosen Kinn hinunter an den höhnisch geschürzten Lippen vorbei. Er trug genau dieselbe Klappkragennummer mit dem schwarzen Flatterschlips darunter; genau denselben schwarzen Jakettanzug, der breit mit einer mattglänzenden schwarzen Seidenborte eingefaßt war; mit seinen weiten, sich bauschenden Trichterhosen, die sich um die Knöchel über den Schnürschuhen stauchten. Nur hatten diese Schnürschuhe jetzt Glanzlackaufsätze, war dieser Jakettanzug und Kalabreser eleganter und der Kneifer hatte eine goldene Fassung. Sonst war er bis auf den gelben Knotenstock, der aussah wie aus den Wirbelknochen eines menschlichen Skelettes zu-

sammengesetzt, dieselbe provokante Personnage mit ihrem Stich ins Geistreich-Paradoxe und Blasiert-Nonchalante wie früher.

Er quittierte Erhards unverhohlenes Erstaunen nach seiner Gewohnheit mit irgend einer brüskierenden geistreichen Grobheit, dem impulsiven Handdruck des Freundes mit einer halbwegs leidenden Miene den Zeige- und Mittelfinger seiner Rechten überlassend, die in einem hellbraunen Glacéhandschuh stak.

Konnte man es für möglich halten! Er hatte sein Berliner Atelier verlassen, weil er's, wie er behauptete, mit der Laune bekommen hatte, seine alte Mutter einmal wiederzusehen, die einsam hier in der Stadt ihren Lebensabend verbrachte.

Er war einer von Erhards ältesten und intimsten Freunden. Sie kannten sich bereits von der Sekunda her. Im Kreise der Freunde hatte er schon damals seiner bis ins Haarsträubende destruktiven Ansichten wegen, die die verwegensten Lehren Friedrich Nietzsches vorwegnahmen und ihnen einen Stich ins Fratzenhaft-Übertriebene gaben, den Spitznamen „Loki“ oder der „Rote“ bekommen.

Erhard, frei vom Beruf und im dringendsten Bedürfnis nach einer Zerstreuung, war erfreut, daß

Loki ein paar Stunden für ihn übrig hatte, von der Vergangenheit zu plaudern.

Wie auf eine stillschweigende Übereinkunft hin schlugen sie sich durch ein paar Seitengassen nach der Gegend von St. Katharinen hindurch, wo sie in einem meterbreiten Winkelgäßchen zwischen altmodischen, dunklen Giebelhäusern mit wunderlichen Arabesken, Ornamenten und Sinnbildern ein altes Weinlokal fanden.

In einem Hinterstübchen dieses Lokales, in dem Tag und Nacht das Gaslicht brannte, einem braungeräucherten Stübchen, das auf einen wahren Fabrikschlot von Hof hinauslag, hatten sie als Primaner, später als junge Studenten, wenn sie zur Ferienzeit sich in der Stadt wiedersahen, ihre Zusammenkünfte und Dispute gehabt bei einem billigen Rheinwein, den sie aus grünen Römern tranken und bei Cigarren oder Shag von der allerkräftigsten Nummer. Diese wunderbaren Zusammenkünfte, die zuerst, in der Schülerzeit, den Reiz des Verbotenen gehabt, und deren Diskurse sich dann später unter den Herren Studiosen freier und prätentiöser entwickelten! — Im prächtigsten der „Hechte“ hatten sie Zechrunde gehalten wie die olympischen Götter, die Rechte des freien

Individuums proklamiert und so ziemlich die Gebäude aller sozialen Institutionen bis auf die unerkennbarsten Fundamente abgetragen. Bis dann den Einen früher, den Anderen später der Teufel oder das Philisterium geholt. Nur Loki, der rote Jürg, Ewald Jürgens war, trotz Ruhm und recht komfortabler äußerer Lebensverhältnisse, die er als unverbrüchlicher Junggeselle genoß, der alte Bohémien geblieben.

Das Stübchen war leer. Und alles wie ehemals.

Nie wieder war Erhard seit jenen Jahren in diesem Lokal gewesen.

Seine ganze Vergangenheit kam über ihn.

Fast wollten ihm die Augen feucht werden.

Im übrigen fühlte er sich wohl. Unsagbar wohl! . . .

Und mit innerlichstem Behagen spürte er etwas von der stürmischen und lebendigen Ungeduld, mit der sie damals in heimlicher Abendstunde das Zimmerchen betreten, mit Gedanken, Ideen und himmelstürmenden Illusionen voll geladen wie Leidener Flaschen.

Es waren die beiden alten Fensterquadrate mit ihren bleigefaßten, flaschengrünen Butzenscheiben;

und es waren die alten Wände mit ihrer von Tabaksqualm gebräunten Kalktünche, zur Hälfte mit dunkelbraunem Holzgetäfel verdeckt, auf dessen Sims große alte Gläser standen und unförmige Zinnkrüge. Die alten Wandbänke waren da, die beiden großen Eichentische und die steifbeinigen, gemütlichen Holzstühle mit den Herzen in den altväterlichen Lehnen. Auf dem einen Tisch stand die riesige Schnupftabaksdose aus schwärzlichem Buchsbaumholz. Der Hasenclever über der Thür, die altfränkische Weinprobe mit der schwarz gewordenen Vergoldung ihres Gipsrahmens. Und das Clairobscur der beiden Gasflammen hinter ihren schlichten runden Milchglasglocken.

Hin und wieder hatten sie damals wohl auch mal einen „Kantus steigen" lassen. Ihre jugendliche Lebenslust und unwillkürliche Freude an mehr oder weniger musikalischem Lärm hatte all ihrer sonstigen grauen Theorie dies abgerungen, wenn schon es zunächst erst vor ihrem Richterstuhl diskutiert und nach umständlicher Debatte sanktioniert worden war; denn über jedwede Art von ‚Couleur' dünkten sich die jungen „Titanen" erhaben.

Plötzlich, wie sie so ein paar Augenblicke beide von den Erinnerungen bezwungen, mitten in der

kleinen Stube standen, pfiff Erhard ganz gegen seinen Willen die Melodie der zwei Verse des Scheffelschen Rodensteinliedes:

„Der lahme, zahme Gast darin,
Gehört zum wilden Heer."

Er hörte sogleich auf. Er war plötzlich erschrocken . . .

Loki aber intonierte das Lied mit seiner etwas blassen und brodelnden Tenorstimme, mit seinem posierenden Pathos, den Takt mit seinem Knotenstock auf den Dielen markierend. Er sang die Strophe so ‚naiv', wie er's nun eben gerade vermochte. Denn selbst in seinen unbefangensten Augenblicken ward er diese fatale Nuance von Persiflage nicht los.

Als aber auf den Lärm hin, den Loki verursachte, der Kellner — es war nun freilich ein neuer — erschien und sie einen guten Tropfen Rüdesheimer bestellt hatten, ward Erhard wieder besser.

Loki schmiß Kalabreser, Knotenstock und Glacés in einen Winkel, fuhr sich mit seinen beiden weißen Händen durch sein Lockengewirr, das ihm wie ein Feuerschein mit goldig brandroter Glut um den mächtigen Schädel flammte, meckerte ein kurzes und zufriedenes Lachen; und dann nahm er Erhard plötzlich unter den Arm und zog ihn

auf die Wandbank nieder, ihm hier eine von seinen unvermeidlichen „Rattenschwänzen", auch „Friedhofspargel" genannt, aufnötigend.

Und dann saßen sie eine Weile so, schweigend und rauchend, in der Rembrandtbeleuchtung, die das Gaslicht in den engen Raum brachte. Der Duft der Virginia und des Weines, das Blinken der Gläser und die stillen, träumerischen Farbenreflexe auf den flaschengrünen Butzenscheiben: das gab alles eine so wohlthuende Stimmung.

Überaus prächtig aber machte sich in dieser Beleuchtung Loki! —

Breitschulterig, in markiger Kraft ragte sein in das feine, schwarze Tuch gehüllter Oberkörper. In etwas posierter Haltung. Anders that es Loki nicht. — Und zu dieser Kraft, zu diesem Körperbau von altem Schrot und Korn die weißen, fleischigen Hände mit ihrer edlen, fast zarten Form; in der so viel Zartgefühl und intimes seelisches Empfinden war, das zu seinem Sarkasmus in einem so merkwürdigen Widerspruch stand! . . .

Aber gar sein Kopf!

Die fast weiße, durchgeistigte Gesichtsfarbe umflammt von der unbändigen Gloriole der brandroten Lockenfülle! In dem müden Licht des kleinen

Raumes zwischen dem feinen, durchsichtigen Opalblau des Tabakrauches hindurch. Das geistreiche Blitzen der Kneifergläser und ihrer Goldfassung! Und der, wenngleich ein wenig stechende, so doch fröhliche und so bewegliche Funkelblick der gekniffenen Grauaugen, mit den vielen feinen Fältchen zu den hohen weißen Schläfen hinüber!

So viel Mannheit war in alledem! So viel Charakter und zäher Wille! Und all sein feiner Geist und seine schneidige Verstandesschärfe; all seine souveräne Selbstbestimmung, die keine anderen Gebote kannte als selbstgesteckte und keine Sünde, als die gegen den heiligen Geist dieser Gebote. Seine ganze, nie verlegene und mannhafte Odysseusklugheit, die im Augenblicke der Gefahr, wo alles auf dem Spiel steht, ihre ganze konzentrierte Delikatesse bewährt. Das Suggestive seines Wesens. Das alles erkannte Erhard wieder. Nur reifer und männlicher war er geworden.

Sein Empfinden für Loki war so brüderlich wie nur je. In einer besonderen, individuellen Nuance waren seine Charaktereigenschaften auch die seinigen.

Sie waren zwei Leute, die sich im Grunde verstanden. Nur daß Loki fröhlicher als Erhard

war, der von jeher Neigung zur Grille gehabt. Auch liebte er mehr das Theoretisieren um seiner selbst willen. Loki pflegte das schwatzen zu nennen.

Es verstand sich von selbst, daß sie jeden Wein, den sie diesen Abend tranken — und es wurden ihrer mehrere! — aus denselben dunkelgrünen alten gebuckelten Römern tranken. Nur bestand Erhard darauf, daß man anstatt der „Friedhofspargel" eine vernünftige Importe rauche.

Kurzen Bericht tauschten sie über das Äußerliche ihrer Gegenwart, ihre künstlerische und wissenschaftliche Arbeit, persönliche Verhältnisse und Beziehungen. Bis sich dann aus den alten, dunkelgrünen Tummlern die Erinnerungen spannen.

Dann aber kam Erhard in ein überlegendes Schweigen. —

Ja, Loki konnte er das alles mitteilen. Wie eine Sichtung vor sich selbst, ein Selbstgericht würde es sein; eine Selbstklärung.

Es kam ihm so: wie über alle Wonne, die ihm seine Leidenschaft zu Ilona gebracht, die intellektuellen Freuden und Sympathieen dieses männlichen Freundschaftsverkehres waren.

Doch im übrigen hatte er sich in Loki geirrt.

„Aha! Das — Dreiverhältnis!“ fing Loki an. Er hatte ihm, die weiße Faust des aufgestützten Armes in der lohenden Lockenwildnis seines Hauptes, mit sehr behaglichen Zwinkeraugen, unzählige zuckende Fältchen von den Winkeln nach den Schläfen hinüber, sehr amüsiert zugehört und den Qualm seiner Importe ungeniert auf ihn zugeblasen. „Mhm! Das — Dreiverhältnis! — Aber nu' thu' nur nicht so beseligt, mein Junge! — Mit hellseherischem Scharfsinn weißt du natürlich bereits all meine zustimmende Begeisterung voraus. — Jestatte indessen,“ — er liebte es, unbeschadet aller Unterstrichenheit und alles Pathos seiner Redeweise, ab und zu ein wenig zu berlinern. — „Jestatte, daß ich dich 'n bißchen abkühle. — Dein janzer Triangel da is einfach — nich für unjut! — sentimentale Flause, Dusel, Benebelung!“

„Hm! — Das wäre denn doch ein zu massives Mißverständnis!“

Erhard betrachtete mit gekniffenem Gesicht seine Cigarre. Er ärgerte sich.

„Na pardon! — Also nein! — Wirklich nein! — Immerhin, nach allem, was du mir eben mitgeteilt hast, habe ich so 'ne unabweisliche Witterung, als wenn dabei — verzeih' das harte Wort! —

der Spießer im Spiele wäre. Entschieden sieht die janze Jeschichte nach Spießerei aus!"

„Spießerei!"

„Kann 'ne Sache sein, so was! — Geradezu jroßartig könnte man sich damit 'rumkriegen! — Aber alles kommt auf die Art und Weise an. So macht's 'n Kerl und so macht's 'n Spießer. Im übrigen, im Jrunde, lieber Sohn! is ja alles dieselbe Suppe!"

„Nu, und das — Spießerhafte?" meinte Erhard pikiert. Er fühlte sich irritiert. Schämte sich aus irgend einem Grunde. Und war betroffen über diese Scham. Und doch war alles in ihm geradezu gierig auf das, was Loki weiter sagen würde.

„Nu, da is so 'n jewisser, jesinnungstüchtiger Enthusiasmus, weißt du! Daß der Menschheit jewissermaßen 'n neues Institut, 'ne neue Beseligung entdeckt wäre. Und, weißt du? so 'ne jewisse latente theoretische Dickethuerei, die so was rührend Jrünes hat. Macht mir eben die Jeschichte verdächtig. Die ausjemachtesten Spießer von der Welt sind die Illuminierten und Ideenfatzken! — Entpelle so 'nen Jentleman, mein Sohn! und das Spießerbiest steht in der Vollpracht seiner Dummheit vor dir! — Dein janzer Triangel, da is nix Janzes

und nix Halbes. Reminiscenz, Liebster! Theorie! — Bist eben zurückgegangen. Dein Entschlußvermögen is verfettet, und nu machst du aus dem Kompromiß 'ne Tugend."

„Hm!"

Erhard war nachdenklich geworden. Er erinnerte sich der Nachmittagstunde, als Alwin dagewesen war. Und er unterdrückte die Regung eines verletzten Eitelkeitsgefühles, sich auf eine weitere ‚Psychologie' einzulassen. Er schämte sich einer begrifflichen Haarspalterei, in die zu geraten er bei solchen Gelegenheiten nur zu sehr Gefahr lief. Und er war wirklich stutzig geworden! — Lokis Worte hatten so an alle möglichen verborgenen Zweifel in ihm gerührt.

„Ich werde bei alledem, was du mir da gesagt hast, ich weiß nicht, den Schmack nach allerlei geistigem Fortschritt, nach Ethik, Emanzipation 2c. pp. nicht los. — Zu deiner Ilona da aber laß dir gratulieren. Wie du sie mir geschildert hast, müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn sie dich nicht 'nüberbrächte!"

„'Nüberbrächte?!"

„Fertig machte, versteh' mich!"

„Fertig machte?"

„Jewiß! — Untergehn!"

„O, sieh! — Nu prosit!"

„Prosit!"

Sie stießen an und tranken inzwischen einen herzhaften Schluck.

„Im übrigen also: untergehen! Gewiß! — Uns hat ja die Weltentwicklung neuerdings kein Ziel mehr. Wir reden da höchstens etwa so was von Selbstziel! — Mechanik! — Atomistik! — Exakte Wissenschaft! — pp! — pp! . . ."

Loki stierte ein paar Sekunden bedeutungsvoll vor sich hin. Dann sagte er mit einem Male mit einer weitauslangenden, priesterlich-feierlichen Gebärde:

„Gott und die Ewigkeit!"

„Gott?"

„Glaubst du nicht an Gott?"

„Ja, wie denn?"

„Glaubst du nicht an den persönlichen Gott?"

Erhard starrte ihn an.

„Wie denn, Gott?" wiederholte Loki. Er sprach immer mit dieser feierlich-starren, ein wenig posierten Weise, zu der seine lispelnde Tenorstimme nicht recht paßte, ohne Erhard anzublicken. „So sagen sie heute und sehen in dem Wort ein Spiel, eine

geistreiche Umschreibung, eine Metapher! — Schau, mon cher! also auch auf dieser Spießerei ertapp' ich dich! Die modernste! — Die exakt-wissenschaftliche!"

„Na, du bewegtest dich ja immer in Gegensätzen!"

Aber Loki fuhr fort:

„Es war nicht die Aufgabe unseres religiösen und wissenschaftlichen Denkens, Gott aus der Welt zu schaffen, sondern ihm näher zu kommen, ihn besser und tiefer zu erkennen; die Anschauungen und Begriffe, die uns von ihm überliefert waren, zu läutern, zu erhöhen, zu steigern. Der Atheismus hat nur dann Sinn, wenn er sich gegen eine unmöglich gewordene Anschauung Gottes richtet. Wenn er Gott selbst beseitigen will, überkippt er. Das ist sein Nonsens, sein Größenwahn. Wirklich große Geister unter den Exakten, die wirklichen Genies schossen nie diesen Bock. — Confer Darwin! — Was giebt uns denn der ‚Kraft- und Stoff-Materialismus', was giebt uns denn der sogenannte Haeckelsche Monismus für ein Weltbild? — Sein Haupt- und Kardinalfehler ist vielleicht die Geringschätzung des Individuums. Das Individuum ist der Hauch, das Nichts! Und doch: der Sinn der

Welt, Symbol und Gleichnis, feinste Konzentration der Welt ist das Individuum. — Das Individuum, damit ist auch der Begriff Gott gegeben. — Nicht Gott in der Welt, sondern Gott als die Welt, Gott als Individualität!"

Und weiter entwickelte er so aphoristisch, in seiner wunderlichen apodiktischen Art, diese Gedankenreihen.

„Die Welt ist ein Organismus. Die Welt ist ein Individuum. Die Welt ist Gott."

Erhard blieb stumm. Lokis Vortrag setzte ihn in eine wunderliche Verlegenheit. Jede in sich geschlossene individuelle Überzeugung ist ja tief ehrwürdig. Anfang und Ende, Angel und Sinn der Welt war das Individuum! — Ja, dies! Wir können über diese letzte Weisheit nicht hinaus. Und vielleicht ist sie somit alle Weisheit und aller Weisheiten Weisheit!

„Banausen und Philister! — Aufkläricht! — So recht der moderne Philister! — Ich bin kein Anbeter von Nietzsche. Aber ich hasse dieses Pack mit dem ganzen prächtigen Haß seiner Ironie! — Im übrigen mag er meinetwegen zu viel Rhetoriker sein. Und seine blumige, selbstgefällige Geistreichelei! Auch seine Theorie vom Willen zur Macht ist Stuß.

Durchaus subalterner, sekundärer Gesichtspunkt. — Der letzte wahre Philosoph der Deutschen war Schopenhauer. Schopenhauer! — Verneinung des Willens! — Tod! Untergang! Nirwana! — Nichtsein!"

„Wie?!"

„Da ist altgermanische Rasse und Heldentum. Nicht im Willen zur Macht! — Was heißt Macht? Wozu soll im Grunde Macht? — Wage dich an diese äußerste Vorstellung Welt: Gott, — Ewigkeit!!! — Das Bewußte soll sich aus der unbewußten Mechanik entwickeln. Das ist nur im Einzelnen richtig. In der Unendlichkeit und Ewigkeit Gottes ist immer beides zu gleicher Zeit da und in seiner Einheit. Das geistige Bewußtsein ist stetige immanente Eigenschaft Gottes. Und seine Dynamik, Werden, Bewegung sollte kein immanentes bewußtes Willensziel haben? — Sie hat eine immanente Anschauung und Vorstellung ihrer Ewigkeit. Permanent! — Und diese würde ewig den Willen zum Nichtsein treiben müssen. Das ist erst das ganze Weltspiel. — Das höchste Ziel des Willens muß die Verwirklichung dieses immanenten Ideals des völligen Nichtseins sein. — Dies treibt seine ungeheuersten geistigen Protuberanzen. Diese satanische

Vorstellung von der Ewigkeit und der Notwendigkeit des Ewigseins zu vernichten, entwickeln sich die ungeheuersten kosmischen und geistigen Energieen. — Diese Vorstellung ist so germanisch wie möglich. Auf ihr beruhte der jauchzende Steam nach Selbstvernichtung, mit dem die Krieger, dem Tode entgegenjubelnd, nackt sich in die Feldschlacht warfen, mit dem die alten Seekönige sich mit ihrem Seedrachen verbrannten. — Die Unmöglichkeit, daß das Sein jemals vernichtet wird, diese ewige Statik und dieser heldenhaft-männliche Impetus, der sich nach Nichtsein, nach Aufreibung solcher Triebe streckt! — Sieh, und das ist weder Pessimismus noch sonst etwas, sondern intensivstes Leben, Trieb, Drang! — Und edler, als die Freuden des Daseins preisen und sich weise an ihnen mästen und in ihnen zu verfetten: sie im Steam dieser blutwarmen Unrast in höchster Intensität zu genießen und sie mit sich und allem, was scheint, in Untergang und hinüberzureißen! — Die edle Faust-Unrast, die wieder so überaus germanisch ist. Hinübergehende sind wir. Die höchsten Wonnen sind Todeswonnen! — Was lebt, sucht Nichtsein; und alles, alles lebt! Immer! Beständig! — Und findet alle Wonnen, die letzte, höchste und heiligste

im Vergehen, im steten Vergehen! — Alles ist Vergehen und Vergehen allen Willens letztes Ideal, das edelste Weltideal! — Dieser Wille schuf Mann und Weib. Hier liegt der ungeheure, übergewaltige göttliche Schmerz. Das ist seine ewig glühende, heilige Wunde. Was sind alle Errungenschaften der Menschen? Die starrenden Bahnspuren des ewig ringenden Willens nach Nichtsein! Die immer wieder verachteten Illusionen! Und auf diesem Wege ist ewig alle höchste Lust und alles Lachen! — Evoe! — Eheu! — Evoe!"

Mit leuchtenden Augen und einer ekstatischen Gebärde hielt er Erhard seinen Tummler entgegen.

Sie stießen an.

„Schau, mi fili! Und in diesem Sinne gratulier' ich dir zu deiner Ilona da. — Laß die gute Greta einfach schießen! Laß alles schießen und stürz' dich mit ihr in den rosigen Abgrund! — Auf gut Glück und wo und wie ihr auch auftaucht! Du bist mal so! — Dies Dreiverhältnis! Lachhaft! Einfach lachhaft! — Eine Simpelei! Eine blöde Konstruktion! — Es ist dir nie und nimmermehr Schicksal. Wenn es dir Schicksal wäre! — Aber an einer Ecke lahmt es dir. Werde dir, bitte, darüber klar. Und um Gotteswillen, bitte!

nicht thun, als wäre hier der Welt etwa ein neues Ideal, ein neues Gut gefunden! Fortschritt der Menschen! Ideale! Förderung! — Gräßlich! —“

Als sie in später Stunde, Arm in Arm, auf die enge Gasse hinaus traten, stand am silberbleichen Himmel über der hohen, schwarzen Schluft der Gasse romantisch wie einst der runde Mond.

Die Hüte schief auf dem Kopf, lachend, wanderten die beiden Herren mit etwas steifen Beinen den engen Weg entlang und pfiffen den Brautmarsch aus Lohengrin . . .

---

## XXIII.

Und die Trübung, die das Dreiverhältnis an jenem Nachmittag gelegentlich Vetter Alwins Besuch erfahren, blieb nicht vorübergehend.

Sie wurde bereits verstärkt durch den nachhaltigen Eindruck, den das Zusammentreffen mit Loki und die Unterhaltung, die sie in der alten Weinstube miteinander gehabt, hinterlassen. —

Seltsam hatte bereits die Art gewirkt, wie Loki so ganz unerwartet aufgetaucht und dann wieder verschwunden war. Denn schon am nächsten Tage war er, ohne daß Erhard ihn noch einmal hätte sprechen können, wieder nach Berlin zurückgereist.

Ferner traf es sich nun aber, daß gerade in dieser Zeit Alwin häufig, und eine Zeitlang täglich, in der Stadt Aufenthalt hatte. Da waren wohl landwirtschaftliche Zusammenkünfte. Es sollte eine große Molkerei auf Aktien gegründet werden; oder was es sonst noch für Angelegenheiten für ihn gab. — Es war nur selbstverständlich, daß er die freie Zeit, die sie ihm übrig ließen, bei Erhard und Greta verbrachte.

Dies beschäftigte Greta, die den Vetter Alwin gern ein wenig bemutterte, in einer Weise, daß es oft geradewegs den Anschein hatte, als errege Ilonas Verkehr im Hause ihr Befremden. Sodaß die Familie eigentlich in der Teilung blieb, die sich bereits an jenem Nachmittag wie mit einer seltsamen, inneren Selbstverständlichkeit ergeben hatte.

Erhards seelischer Zustand war in dieser Zeit und bei dieser Art des gemeinsamen Verkehres ein beständiges Ineinander von Ironie, Verdruß, Flauheit und Depression.

So liebenswürdig der Verkehr untereinander sich äußerlich auch immer darstellte, auf seinem Grunde lauerte die Stickluft einer Krise.

Mit einem spöttischen Humor beobachtete Erhard den vertrauteren Umgang, der sich zwischen Greta und Alwin ergab. Er wollte in ihm immer mehr eine Bekräftigung der Prophezeiungen Lokis gewahren. — Von Tag zu Tag ward seine Stimmung gegen Greta flauer. Ihre Herzlichkeit gegen Alwin wollte ihm nachgerade schon als Anzeichen einer minderwertigen Intelligenz erscheinen. Zumal sie sich eigentlich in allen Stücken als Alwins Parteigängerin erwies. Denn es kam wohl vor, daß an diesen Nachmittagen und Abenden politische und wirtschaftliche Fragen diskutiert wurden. Es mochte sein, weil Erhard seine Ansichten dem konservativen Vetter gegenüber in seiner wunderlichen Gereiztheit ins Paradoxe trieb. Aber das schien sie nicht zu bemerken. Und das empfand er als Mangel an Intelligenz.

Ja, es hatte oft für ihn den Anschein, als ob Greta in manchen Stücken Alwin mehr vertraue, als ihm. Offenbar verstanden sich die Beiden. — War es vielleicht beginnende Neigung?

Mit einem innerlichen, belustigten Sarkasmus

beobachtete er die Beiden daraufhin, fand wohl auch Bestätigungen. Und wunderte sich, wenn es schien, als wolle er solche finden. Und hatte so gar keine Eifersucht.

Immer unmißkenntlicher aber glaubte er wahrzunehmen, daß Alwin seinerseits Greta liebe und ihr mit seiner stummen Ehrerbietung den Hof mache.

Er mußte ihn doch einmal daraufhin ausholen. Niemand besaß wohl weniger Verstellungskunst als der gute Alwin. Er war sicher, beim ersten Versuch die Wahrheit zu erfahren.

In solchen Absichten nahm er ihn eines Nachmittages beiseite und lud ihn zu einem Spaziergang in den Garten.

Eine Cigarette im Mundwinkel wippend, nahm er in einer halbwegs amüsierten Vertraulichkeit Vetter Alwin beim Arm und dirigierte ihn hinter in die Regionen des Obstgartens.

„Sag mal, mein Lieber!“ fing er an, „wie kommt es eigentlich, daß dich noch keine der Töchter des Landes umgarnt hat? Es ist mir eigentlich schon lange problematisch gewesen. Bist doch ein hübscher, kräftiger Kerl und zudem in jeder Hinsicht eine Partie; nachgerade doch wohl auch in den Jahren?“

Alwin lachte, wie über einen Scherz, und winkte mit seiner großen Hand; aber er schwieg.

„Im übrigen, sag mal! freut es mich, daß du mit Greta so kontent bist! — Ihr versteht euch! — Du! Das wäre eine Frau auf so ein Gut! Nicht? — Bei mir ist sie eigentlich ein bißchen deplaziert! — Hahaha! — Nicht wahr?"

Vetter Alwin gab vor köstlichster Verwirrung die absonderlichsten Grunzlaute von sich.

„Übrigens, du! Vetter! Hahaha!" Erhard rüttelte ihn in ausgelassener Vertraulichkeit am Arm. „Gesteh mal offen! Hand aufs Herz! — Du liebst Greta doch! — Sag mal! — He? — Na? — Hahaha!"

J, weißgott! Die Unschuld vom Lande wurde rot! — Und wie sein Arm zuckte! — Himmel, die enormen Muskeln!

In seiner Sprache ein Geständnis! Ein unmißverständliches Geständnis!

Er liebte Greta! Sicher! — Still, verschwiegen, ehrfürchtig! Zäh und treu!

Erhard dachte so: diesen Koloß, dieses mächtige Phlegma mit all seinen aufgespeicherten Vorräten an Kräften, Säften und Impulsen in Liebesgluten zu sehen!

„Unser Joseph errötet! — Er wird rot wie eine Sommerrose! — Hahaha!“

„Nu! Du bist aber richtig frivol!“ munkelte Vetter Alwin mit einem Mal.

„Sf!“

Erhard zog die Luft durch die Zähne und brach hastig eine Nelke, die er sich ins Knopfloch steckte.

Stotternd vor Verlegenheit, hatte Vetter Alwin jenes Mondkalb von Satz zu Tage gefördert. Mochte der Himmel wissen, auf was für einem psychologischen Untergrund es mit seinen unbeholfenen Beinen stand.

„Na verzeih! Ich habe offenbar an dein Allerheiligstes gerührt! — Aber du weißt ja, wie die Stadtleute sind! — Da ist heutzutage kein Rand und Band mehr!“

Er wurde zerstreut, bog mit Alwin um und ging mit ihm zum Hause zurück, wo Greta auf der Veranda mit dem Kaffee wartete.

Erhard war gegen Greta kurz und fast etwas verstimmt. Und dann geriet er in eine ironische Unruhe.

„Denke dir, mein Schatz!“ wandte er sich plötzlich an Greta, „was mir Vetter Alwin eben er-

öffnet hat. Er macht mir den Vorschlag, wir sollen uns scheiden, und du sollst Frau Rittergutsbesitzer Alwin Arnold werden. Was meinst du?"

Greta lachte und klopfte Vetter Alwin, der mit einem roten Kopf hilflos in seine Kaffeetasse sah, lustig auf die Schulter.

Doch Erhard fühlte sich durch ihren Humor nicht umgestimmt. Er war zum Brüskieren gelaunt.

Er plänkelte mit den beiden umher, aber mehr und mehr in einem Tone, welcher dem guten Humor gefährlich wurde.

Denn es reizte ihn vor allem auch, daß Ilona sich so stumm und wider ihr sonstiges Wesen still hielt. Greta hatte sie ja überhaupt, wie es schien, ganz vergessen, seit Alwin so häufig im Hause war.

Mit einem Male war das Gespräch bei der freien Liebe angelangt.

Halbwegs weil es Erhard zu dem Thema stachelte. Alwin und Greta! Und — freie Liebe! Halbwegs waren seine Auseinandersetzungen auch so etwas wie eine Selbstklärung und Selbstrechtfertigung, zu der ihn ein momentanes Bedürfnis anwandelte. So waren seine Worte halb Paradoxie, halb Ernst.

„Man sollte die freie, die allerfreiste Liebe ruhig proklamieren," sagte er. „Vielleicht wäre das der größte Dienst, den sich die europäische Kulturmenschheit leisten könnte. — Und man würde vielleicht, wenn man aller Feigheit und Prüderie den Laufpaß gegeben, damit nur die thatsächlichen Verhältnisse sanktionieren. Dreiviertel aller Krankheiten, an denen die Menschheit leidet, würden schwinden. Der große Organismus würde wieder gesund werden. Der Aberwitz von hundert stillen und lauten Tragödien würde in Wegfall kommen. — Ja, man soll nur uns Ärzte fragen."

Und was er noch alles, einmal in die Schwäche seines theoretischen Furors geraten, vorbrachte.

Bis es ihm endlich auffiel, wie sie schwiegen.

Was war denn? Redete er eigentlich die Möbel an? . . .

---

## XXIV.

Was es für Erhard auch immer mit diesen Theorieen von der freien Liebe auf sich haben

mochte: das Thema hielt und beschäftigte ihn weiter.

Es ist eine Frage und bedarf sicher der sorgfältigsten Kontrolle, was wir von unseren Ansichten freigeben dürfen: aber in uns dürfen wir in völliger Freiheit schweifen. Soweit wir vermögen und Mut besitzen. Hier dürfen wir äußersten Konsequenzen ins Auge sehen. Hier dürfen wir der Sprache der Triebe und ihren Tiefenweisheiten lauschen, die nie ruhen und so wundersam wie die Annalen ferner Vergangenheiten berichten, so auch mit wissender, schöpferisch-drängender Unrast immer auch schon in Zukunftsfernen sind. Sie sind der Urd-Brunnen der Weisheiten und schöpferischen Möglichkeiten aller Natur und Kultur. Dunkel ist ihre Sprache und voll wirrender Gefahren: aber sie ist die Hellsehersprache allen Werdens, und ihr Gebiet ist das Gebiet aller Freiheit.

Es ist ein Zeichen reifer Intelligenz, es bedeutet vielleicht gerade eine letzte Höhe und Vollendung geistiger Bildung, die Regeln und Gesetze sozialer Übereinkunft in jedem Falle zwar zu respektieren, sie andererseits aber auch wieder mit Humor, ja mit einer gewissen Ironie ins Auge zu fassen, und solchermaßen dem Widerstreit und Zusammenspiel,

dem Mordkampf und Reigentanz der Triebe und Elemente gerecht zu werden und sich in die Dimension einer äußersten, auch persönlichen Freiheit zu erheben.

In solche Gedankengänge und Stimmungen war Erhard gedrängt durch das wunderliche und bedeutsame Gespräch, das er mit Loki gehabt.

Wie in ein Stahlbad war er in jene Diskussion untergetaucht und als ein Erneuter aus ihr hervorgegangen. Sein ganzes Wesen war im tiefsten erfrischt und all seine seelischen Mächte zu einer neuen Jugend gesteigert. — Völlig verstand er nun die lachende und starke ‚Anarchie', die in jener Vernichtungstheorie des Freundes lag; diesen unbändigen Freiheitsdrang und heldenhaften Ansturm auf ein äußerstes, letztes, immanentes Weltideal: Nirwana! Nichtsein! — Unerreichbar! Ein Phantom der Weltunrast! Aber es entbindet alle unsere Tugenden, Kräfte und Emotionen. Der frische Sturm- und Lebenshauch der Freiheit war hier! All und jeder Freiheit!

Dies war kein Pessimismus. Es war das Evangelium des höchsten Lebens und die Richtschnur zum höchsten Leben. Und stets gab es hier ein erreichtes Ziel von Nirwana und dem Himmel-

reich des Christ, und den Frieden irgend eines Todes! . . .

So scheute er sich denn auch nicht, die Theorieen von freier Liebe unter solchen Gesichtspunkten zu letzten und äußersten Konsequenzen zu führen, und das, was man menschheitliche Kultur und Gesittung nannte, heilige Vermächtnisse und wie auch immer, in solch einem verwegensten Zustand von freiester Liebe einen Tod sterben zu lassen, der zu aller Erlösung, aller Freiheit und Wahrheit führen mußte.

Wen auch immer solche Gedankengänge verwirren und verstören mochten, er für sein Teil fühlte immer mehr, wie sie hundert lebendige Triebe und Kräfte in ihm entbanden und sich in jeder Weise fruchtbar erwiesen; daß sie ihm Lebensbedingung waren, Luft, in der er atmete, Heimat, Wohlgefühl, Harmonie.

Aus der Gebundenheit eines satten Rangiertseins sich herauszuretten und Pionier werden in einem Urwald, in ihm Raum zu schaffen für Welten und Gebilde der Zukunft; in die herbe Freiheit des Ungewissen hineinzudringen und seiner hundert verborgenen Reichtümer habhaft zu werden! . . .

✿

„Du rauchſt?! — Ja, und — was heißt denn das?!“

Ganz ſtarr vor Verwunderung blieb Erhard in der Thür ſtehen.

Im wunderlichſten Koſtüm von der Welt lag Ilona der Länge nach auf der Chaiſelongue; mit nichts bekleidet als mit einem ſchwarzen Seiden-jäckchen, das vorn offen ſtand, ſo daß der weiße Hemdbauſch hervorquoll und ihre Bruſt ſich ent-blößte. Dazu war ſie mit bauſchigen, ſchwarz-ſeidenen Kniehoſen angethan, ſchwarzſeidenen Strümpfen und ihren gelben Lederpantöffelchen. Das Haar hatte ſie gelöſt und eine große bernſtein-gelbe Roſe hineingeſteckt. Das eine Knie hielt ſie in die Höhe geſtemmt und das andere Bein drüber-gelegt, auf deſſen Spitze ſie das gelbe Pantöffelchen baumeln ließ. Die Arme lagen unterm Genick, und im Mund hing ihr eine brennende Cigarette. Ganz war ſie in ein blaues, duftiges Tabaksgewölk ein-gehüllt.

„Abſcheulich! Du rauchſt! — Wie kommſt du denn auf dieſe Idee?! — Und was ſoll die Mas-kerade?!“

Er war ins Zimmer getreten, halb zornig, halb betroffen.

„Warum soll ich nicht rauchen?"

„Ah, du weißt, daß ich's nicht ausstehen kann, wenn Weiber rauchen!"

„Warum sollen sie nicht so gut rauchen, wie die Männer?"

„Wie?"

„Gott! Warum sie nicht so gut rauchen sollen, wie die Männer?!"

„Weiß der Teufel! Weil es abscheulich ist! Weil es wider die Natur ist! Aus dem gleichen Grund, aus dem sie keusch sein müssen, während die Männer nicht keusch zu sein brauchen."

Sie zog das Bein herunter und warf die Cigarette bei Seite. Aber sie schwieg.

„Nun, und was soll die Maskerade bedeuten?!" machte er ungeduldig.

„Wie denn? Maskerade?" maulte sie; sie hatte ihn noch gar nicht angeblickt.

Aber sie hatte sich jetzt halb aufgerichtet, war rot geworden und saß auf dem Rand der Chaiselongue.

„Ich — habe Langeweile!"

„Wie?! Langeweile?!"

„O, es ist mir so warm!"

„So warm! — Hm! — Aber bitte, bitte, bitte!

Zieh dich an! Unausstehlich! — Ich habe wirklich nicht den geringsten Sinn für solche Demimonde-Manieren!"

Sie erhob sich und verschwand schnell, mit gesenktem Kopf, im Kabinett. Bald darauf kam sie, in einem gleichsam maulenden Gang, angekleidet ins Zimmer zurück und auf ihn zu, ihm das Gesicht zum Kuß darbietend.

Flüchtig küßte er sie auf die Stirn.

Ilona kam jetzt nicht mehr zu ihm ins Haus. Er selbst hatte sie gebeten, nicht mehr zu kommen und verbrachte all seine freie Zeit nun wieder hier bei ihr.

„Weshalb rauchst du denn? Du hast doch noch nie geraucht?"

„O, ein Einfall!"

„Wie! Was denn für ein Einfall?"

Aber mit einem Mal stopfte sie beide Zeigefinger in die Ohren, schrie und zappelte mit dem ganzen Körper, weil sie nichts mehr hören wollte.

„Nun nun!"

„Ah, du sollst mich nicht so inquirieren! Ich bin doch kein armer Sünder, weil ich mir mal 'ne Cigarette anstecke?!"

„Wie bist du?"

„Du sollst mich nicht inquirieren!“

Aber plötzlich kam sie, reuig, sehr lieb, mit feuchten Augen zu ihm.

„Du! — Ich werde es nie wiederthun! — Es ist geschmacklos!“

Er umfaßte sie. Sie küßten sich.

„Nun ja! Geschmacklos!“ sagte er dann. „Alles hat sein Recht! Aber alles hat seine besonderen Umstände. Es giebt eine Ästhetik des Häßlichen, des Widerwärtigen und Geschmacklosen: aber man muß das Gefühl dafür haben! — Und denke, lieber Schatz! daß ich in solchen Angelegenheiten ein bißchen Philister bin!“

Ilona hatte sich inzwischen in ihren Schaukelstuhl geworfen. Sie hatte ihm etwas zerstreut zugehört. Plötzlich sagte sie, seine letzte Rede unterbrechend, mit einer schnellen, unruhigen, forciert lustigen Stimme, während sie die Augen gegen die Zimmerdecke gerichtet hielt:

„Du, weißt du schon? Ich habe jetzt eine Hausgenossenschaft!“

„Eine Hausgenossenschaft? — So? — Was denn für eine Hausgenossenschaft?“

„Du! Siehst du da oben das Stück Deckenornament?!“ Sie zeigte mit dem Finger nach oben.

„Das ist eine stilisierte Fledermaus. Neulich habe ich sie in der Stadt entdeckt. — Vor einem Tabakladen. Schwarz mit ausgespannten Flügeln auf ein blaues Glasschild gemalt. Mitten auf den schwarzen Körper war mit roten lateinischen Buchstaben der Name des Tabakshändlers geschrieben. — Und dann habe ich auch den Bankier Sievers da! Dort, die Tapetenblume! Kannst du erkennen? — Ein richtiges Fuchsgesicht! Nicht?“

„Na, sieh! — Den Bankier Sievers kannst du aber immerhin wieder ermittieren.“

Da riß sie sich plötzlich mit einer jähen Wendung gegen ihn herum.

„Hahaha! — Du! Aber meinst du nicht, daß ich es jetzt zum Beispiel lieber mit dem Bankier Sievers halten soll?! — Das wäre doch gar nicht dumm?! — Wie?!“

Ihr Gesicht flammte; ihre Augen blitzten. Sie lachte so sonderbar.

„Was sagst du da?!“

„Denn! — Ach!“ Mit einem Ächzen wandte sie sich wieder ab, schaukelte und blickte zur Decke hinauf. Und dann sagte sie in einer langsamen, wie fatiguierten Art: „Sieh mal! Das mit dem Dreiverhältnis da! — Du siehst ja doch wohl nun

ein . . . Ach!! Nie! Nie!! Nie hast du mich wirklich lieb gehabt!! Gespielt hast du mit mir!!!"

Mit leidenschaftlich gegen ihn hingerecktem Oberkörper über die Lehne des Stuhles gebeugt, fuhr sie mit einer so wilden Geste auf ihn ein, daß sich ihr die Haare lösten. Sie raffte sie, mechanisch, sofort wieder empor.

„Wie?!"

„Wie ist denn das möglich, zwei Frauen zu gleicher Zeit zu lieben?! — Gänzlich offenbar ist es, daß du mich belogen hast!! Lau bist du! — Du hast keinen Charakter! — Wie konntest du denn sonst dieses — Dreiverhältnis . . ."

Jetzt preßte sie die Hände vor die Augen. Ihre Stimme brach ab in einem überaus heftigen Schluchzen. Ihr ganzer Körper zuckte wie in einem Krampfanfall.

„Und ich habe mich von dir bereden lassen! Mit all deinen schönen Worten hast du mich überrumpelt! — Und Greta! — Wie sie mich behandelt hat! — Wie sie mich neulich behandelt hat!"

„Wie! — Was — soll das alles — heißen?!"

„Überdrüssig bist du meiner! — Willst nur

nicht gleich mit mir brechen! — Deshalb so ein — Dreiverhältnis! — Du hast mich satt! Willst zu deiner Frau zurück! Zu feig bist du zu einem Entweder — Oder! — So eine Feinheit! So ein — Dreiverhältnis!“ — höhnte sie, vor Zorn und Schmerz wieder weinend.

„Jlona!“

„Nein, wirklich! Ein — Dreiverhältnis! — Nein, was willst du! Nur zu dumm bin ich für so was! — Zu dumm! — So eine Feinheit! So ein — Dreiverhältnis! — Wie das jeden veredelt, die gegenseitige Neigung veredelt! — Zu barbarisch bin ich für so eine ‚hohe, geistige Kultur‘! — Das sagtest du doch! ‚Hohe, geistige Kultur‘! — Hahaha!“

Sie wurde mit einem Mal außerordentlich lustig, und flugs hatte sie sich jetzt die Cigarette wieder angezündet.

„Nun geh nur zu ihr hin! — Geh nur! Geh nur zu ihr hin!“ Sie hauchte Kringel in die Luft.

Mit einem schiefen Blick lugte er zu ihr hin.

Wie eine Cocotte betrug sie sich.

Es ging ihm durch den Sinn: wie Genie und Wahnsinn nahe bei einander liegen, jenes leicht

in dies umkippen kann, so bei den Weibern wohl die große Liebende und die — Cocotte.

Aber dies und alles, was sie ihm da sagte und die ganze Lage! — Und — die Cigarette! Die Cigarette, die sie sich da wieder angezündet hatte!

„Ah, wirf, zum Teufel! diese verdammte Cigarette weg!!“

Sie erschrak. — Sah ihn einen Moment betroffen an und legte die Cigarette langsam beiseite.

Es stimmte ihn sogleich mild.

Und nun sprach er, in einem gütigen, etwas pedantischen Ton, halb um sich zu beruhigen, halb sich ihr zu erklären.

Mit so viel Akribie, so viel Gehirn! — Und dabei hatte er so eine sonderbare Art mit einer spitzen, steifen und gleichsam pickenden Geste seiner rechten Hand seinen Ausführungen Betonung und Nachdruck zu geben.

Ilona hörte ihn erst eine Weile, wie es schien, ruhig an. Dann aber haftete mit einem Mal ihr Blick an seiner Hand und dieser spitzen, pickenden Geste. Sie brachte das Auge nicht weg davon. Es überlief sie. Sie erhob sich und huschte eilig zum Fenster, wo sie, ihm den Rücken zugewandt, durch die Scheibe blickte.

„Wir wollen uns mäßigen!“ sagte er. „Wir müssen alles ruhig und verständig ins Auge fassen! — Nein, Ilona! Nein! — Begreifst du nicht, daß ich Greta auch lieben kann? Begreifst du nicht den Unterschied meiner Liebe zu dir und zu ihr? Verstandest du wirklich nicht die Notwendigkeit unseres Dreiverhältnisses?“

„Ah, nicht wahr! Du liebst sie mehr wie mich! Mehr liebst du sie!“ fuhr sie plötzlich leidenschaftlich und gereizt gegen ihn herum. „O, und wie sie mich durch ihre Gleichgiltigkeit beleidigt hat! Letzthin! Vor dem Bauern, deinem Vetter da! — Du leidest, daß sie mich beleidigt!“

„Lona!“

Aber schon beherrschte er sich wieder.

„Laß mich ausreden, bitte! — Nein, Lona! Versteh! Du bist meine Leidenschaft. Von Anfang an warst du mir ein Bann und Schicksal. Geradezu hellseherische Empfindungen hast du in mir ausgelöst. Ich erzählte dir ja schon, wie ich dich gewissermaßen vorgeahnt habe an dem Tage, als ich zu dir gerufen wurde. — Mein Schicksal und meine Leidenschaft bist und bleibst du! Nie kann das je anders sein! Gänzlich undenkbar ist das! — Es wäre wie Selbstverstümmlung!“

Sie bewegte in einem leichten Rhythmus den Kopf hin und her, zupfte an ihrem Kleid und summte.

„Aber, Lona! Du weißt ja: das bedeutet so viel Unruhe. Eine solche Anspannung und Aufwühlung! Und deshalb war mir — Greta, verstehst du! —“

Ah nein! Sie konnte es nicht mehr ertragen! Diese — Geste! Diese abscheuliche Handbewegung

„Du! — Du — pickst immer so mit der Hand!!“ stieß sie plötzlich mit einem ganz verzerrten Gesicht und einem geradezu leidenden Ausdruck hervor.

„Wie? — Ah so! — Nun ja!“

---

## XXV.

Es war Spätnachmittag, gegen Abend.

Erhard saß mit einer Cigarre und der Zeitung auf der Veranda. Nicht in der besten Stimmung, und von allerlei Gedanken geplagt. Wenn sie er=

müdeten und resignierten, las er ein paar Sätze, bis sie dennoch wieder hervorbrachen.

Und dann vermißte er vor allem Greta.

Sie war zu einem Nachmittagskaffee geladen und noch nicht zurückgekehrt.

Es drängte ihn, mit ihr zu reden. Was und wie? — er wußte es selbst nicht recht.

Er empfand es als Notwendigkeit und scheute sich doch auch wieder; er ersehnte ihre Gegenwart und wünschte sie wieder nicht.

Unter allerlei Zwist und Nörgelei waren die letzten Tage für sie hingegangen.

Ilona war noch nicht wieder dagewesen.

Als Greta fragte, gab ihr Erhard irgend einen beliebigen Grund an, um so mehr, als er glaubte bemerken zu müssen, daß ihre Erkundigung keine völlig aufrichtige sei.

Was seinen Verkehr mit Ilona anbetraf, so schien Greta so eine gewisse Toleranz üben zu wollen; wie eine verständige Gattin es ja wohl unter Umständen dem Manne nachsieht, daß er mit einem anderen Weibe verkehrt, in dem stolzen Selbstbewußtsein, daß der beste und wertvollste Teil seiner Neigung ihr gehört und stets gehören werde; in dem sicheren Bewußtsein, daß er sich doch wieder

zu ihr zurückfinden werde; gerade infolge einer solchen von ihr beobachteten weisen Nachsicht.

Nun, das konnte nicht so weiter gehen.

Mit völliger Klarheit war er sich bewußt, daß dieser beste und wertvollste Teil seiner Neigung Greta nicht mehr gehöre, ihr nie wieder gehören werde.

Da knirschte der Gartenkies.

Er lauschte.

Es war Gretas Schritt. Sie kam von ihrem Kränzchen zurück.

Eilig schritt sie die Stufen zu der Veranda herauf.

Sie sah bleich aus und schien herabgestimmt.

„Ah, du?“

Sie erschrak. Sie hatte ihn erst gar nicht bemerkt. Fast wäre sie an ihm vorbeigelaufen. Sie schien auch keine Neigung zu haben, zu verweilen, und schickte sich an, mit gesenktem Blick, schnell an ihm vorüber in das Zimmer zu gehen.

„Wo willst du denn so schnell hin?“ hielt er sie. „Du siehst ja so bleich aus! Förmlich verstört! Was ist dir denn?“

„O! Was sollte mir sein? —“

„Ah, lüg' doch nicht!“

„Lügen? — Was für ein — Ausdruck?“

Ihre Stimme stockte vor Schreck. Sie hatte diese letzten Worte nur so gehaucht.

„Verzeih!“ sagte er leise. — Aber sonst nichts. Es blieb eine Stille zwischen ihnen. Eine ganze Weile. Ein Stillschweigen, in dem etwas war, das Greta nicht ins Zimmer ließ.

„Nun ja! Aber also!“ Er zupfte ungeduldig an den Blumen neben ihm auf der Brüstung der Veranda. „Offenbar ist dir doch was! Ist dir etwas Unangenehmes begegnet? Weshalb bist du so sonderbar scheu und zurückhaltend! Sag!“

Sie stand noch eine Weile. Sie blickte vor sich nieder, den Handschuh langsam von der Hand zupfend. Sie schien mit sich zu ringen. Endlich sagte sie leise und noch immer ohne ihn anzublicken:

„Komm doch mit hinein ins Zimmer.“

Er erhob sich und folgte ihr in das Verandazimmer.

Es dauerte einige Zeit, bis sie den Hut und die sonstigen Toilettenstücke abgelegt hatte.

Dann blieb sie entfernt von ihm stehen, in einem ringenden Schweigen, mit der Spitze des Zeigefingers über die Tischplatte fahrend.

„Erhard . . . Sie — haben heute bei Mertens davon gesprochen."

„Davon? — Wovon?"

Er sagte dies in einem Ton, aus dem hervorging, daß er schon wußte, von was man bei Mertens gesprochen hatte.

„Von — Ilona!"

„So! — Von — Ilona!"

„In meiner Gegenwart! — Ich merkte, daß sie vorher noch nicht über sie gesprochen hatten."

„Hm!"

„Es — wurde von ihrem Lebenswandel geredet. — Daß sie keine Musikstunden mehr erteile. Und es wurden auch besondere Gründe mitgeteilt, weshalb nicht."

„Ach, du Arme!" Erhard lachte mit sarkastischer Belustigung auf. „Mein intimstes Beileid! — Ich sehe dich unter dem Kreuzfeuer dieser Blicke! — Diese moccafeuchten Moralhüterinnen! — Hahaha!"

Greta schwieg.

Ihr Gesicht blieb ernst und bekümmert.

Erhard bemerkte es.

Und mit neuer Ungeduld fuhr er fort:

„Nun? Und Ilona hält es mit allen möglichen Gentlemen und . . . Wie?"

„Wie?“

„Nun, ich meine: was meinst du zu alledem?“

„Ich weiß nicht.“

„Du weißt nicht?“

„Sie brachten da so allerlei — Beweise.“

„Nun ja ja! — Aber du! du!“

„Ich . . .“

„Ah zum Teufel! Sei nicht so feig!“ brauste er auf. „Also: ja! — Sag' doch rundweg und gradeheraus: ja!“

„Erhard! Ich glaube, wir haben uns beide in ihr getäuscht.“

„So! Beide!“

Eine Weile schwiegen sie.

Dann sagte Greta, mit leiser Bitte:

„Erhard, laß von ihr! —“

„Nie! — Du weißt, daß es unmöglich ist! Ich habe es dir ja gesagt!“ sagte er mit fast brutaler Entschiedenheit.

Greta schwieg.

Ihr Gesicht nahm für einen Moment einen finsteren starren Ausdruck an.

Dann ging sie an ihm vorbei aus dem Zimmer.

Er hielt sie nicht . . .

Und er bedauerte und bereute auch nichts. — Ein wunderliches Gefühl überkam ihn, als habe er das alles so gewollt. Ein Gefühl überkam ihn wie von Zufriedenheit, von Befreiung und Stärke. Und plötzlich lachte er laut aus sich heraus. Eine dunkle Freude war in diesem Lachen. —

Eilig ergriff er Hut und Stock und verließ das Haus, sich zu Ilona zu begeben.

Die Häuser, die Typen der Bevölkerung, der Charakter des Straßentreibens: das alles nahm er wahr mit einer Art von ironischer Feindseligkeit, und dennoch erlöst. Denn nun war das Wort gesprochen, das ihn von alledem löste und entband. Er war in Acht und Bann dieser Philisterwelt.

Und noch einmal lachte der alte Bohémien in ihm befreit sein fröhliches, leichtfertiges Lachen.

In solcher Stimmung langte er bei Ilona an.

*

Als einige Zeit später Vetter Alwin eintraf, fand er Greta bleich, verwirrt und in Thränen.

Er war den Tag über in der Stadt beschäftigt gewesen. Allerlei Gänge hatten ihn genötigt, den größeren Teil des Tages in der schönen, frischen

Frühlingsluft unterwegs zu sein. Ihr Duft hauchte aus seinen Kleidern, gleichsam vermischt mit einem gesunden Ruch von Heu und frischem Erddunst, von all dem Landduft, den er da von seinem Gut mitbrachte. Und seine große, gesunde und männliche Gestalt, sein ernstes Gesicht, mit seinem gesetzt-gutmütigen Ausdruck, das stillende Phlegma seines Wesens, seiner wenigen simplen, aber zuverlässigen Worte, die gutherzige Kraft seines Handdruckes, in dem eine heimliche Fröhlichkeit gesund-männlicher Kraft: dies alles teilte sich Greta mit, beruhigte sie und machte sie, wie stets, unwillkürlich ein wenig heiter.

Dann aber, als sie, von den letzten Erlebnissen überwältigt, von dem Überschwang ihrer Sorgen bedrängt, ihm alles mitteilte, da sank ihr Kopf unwillkürlich mit einem süßschmerzlichen Schluchzen an seine Schulter . . .

---

## XXVI.

Das ganze Zimmer duftete nach Blumen. Zum weitoffenen Fenster herein flimmerte die Maisonne, und aus den blauen Azurfernen kam das frische, jauchzende Gezwitscher der Schwalben.

„Pizzicato! Pizzicato! Pizzicato lieber Edmund! — Pizzicato!“ rief Ilona und lachte laut und ausgelassen. „Tipp! Tipp! Tipp! Tipp! Tipp!“ machte sie, ihm die Tonfigur, um die es sich handelte, auf der Geige vorspielend. „Ich bitte, Pizzicato! — Das liegt ihm nicht! Haha! — Adagio allenfalls! Adagio hat er los! — So recht — gefühlvoll! Nicht wahr? — Hahaha! — Aber Pizzicato! Das ist die Sache!“

Edmund knickte zu einer kurzen Verbeugung zusammen und versuchte mit seiner Primanerstimme zu lachen. Aber er war puterrot. Und seine großen, tiefschwarzen Augen — so wunderprächtige Pagenaugen! — glänzten und gingen ein wenig unstät hin und her, mit einem sonderbaren, verwirrten Lächeln.

Er wollte nun die Geige unters Kinn drücken. Aber sie rutschte ihm erst ein paar Mal auf das

feine Tuch seines Jakettes herab. Und der Fiedelbogen bebte.

Edmund hatte Toilette gemacht. Eine funkelnagelneue, bunte Krawatte war um einen hohen, blitzblanken und sehr steifen Stehkragen geschlungen. Sauber war sein Haar gebürstet und nicht ohne eine kleine kokette Berechnung.

Ilona trug ihr schwarzes Haar lang. Vorn war es in ein capriciöses Gewirr kleiner Löckchen aufgekräuselt, hinten, auf dem Rücken, war es gegen die Spitzen hin mit einem roten Band zusammengebunden. Ein lichtes Kleid trug sie mit kleinen, matt lilafarbenen Phantasieblumen. In der Mitte der Taille hatte sie einen Gürtel aus Seide von derselben Farbe wie die Blumen. Der Ausschnitt oben, von einer luftigen Falbel umsäumt, ließ den Hals und einen kleinen Teil des Nackens, der Schultern und der Brust frei, die mit ihren Atemzügen die Falbeln in eine feine und mannigfache Vibration brachte, die selbst den Rhythmus ihrer lauten, lachenden Rede wiederbebte.

All diese Reize waren es, die Edmund in einer beständigen Verwirrung hielten.

„Pizzicato! — Nun? — Versuchen Sie nur noch einmal!“

Die fremde Nuance ihrer Sprechweise betäubte ihn. Das runde „R“ namentlich ließ ihn bis in die innerste Seele erbeben. Ihr Lachen machte ihn fast ohnmächtig.

Nein, es wollte nie und nimmermehr mit dem Pizzicato etwas werden!

Es war für seine bebenden, verliebten Finger zu delikat und zu leichtsinnig.

„O, o! Wie machen wir das nun?“ rief Ilona mit einer komischen Desperation.

Sie war ganz ratlos auf einen Stuhl gesunken und sah ihm, die Hände mit Geige und Bogen in einer humoristischen Resignation schlaff im Schoß, ins Gesicht.

Edmund raffte sich männlich noch einmal zusammen und strich drauflos.

Aber mit einem Male ließ er beide Arme mit Bogen und Geige am Körper heruntersinken und stand da mit Blicken, die irr lächelnd hin und wieder gingen. Und da lag er auch schon vor ihr. Ihr Leib fühlte sich von seinen Armen umschlungen. Und Küsse, heiße ungestüme Küsse glühten über ihr Gesicht.

„Edmund!“

Mit aller Kraft stieß sie ihn von sich und raffte sich in die Höhe.

Aber noch immer hielt er ihre Kniee umspannt, auf dem Teppich liegend, zu ihren Füßen, wie ein prächtiger junger Rassehund; mit sonderbar dunklen, treuen und innigen Augen, so sonderbar stumm zu ihr hinaufblickend.

Sie bekam Angst.

„Edmund! Sie sind nun verständig!! Wie!! — Stehen Sie auf! Stehen Sie sofort auf!! — Hören Sie doch! Ich bitte Sie um Gotteswillen! Stehen Sie auf!! — Sofort werden Sie aufstehen!!“

Sie weinte fast vor Angst und Verzweiflung.

„Edmund!!“

Jetzt war es wie Zorn und eine sonderbare Entschlossenheit in ihrer Stimme.

Endlich, langsam, geduckt, immer mit diesem seltsamen, bedrückenden Schweigen seine dunklen Augen auf sie gerichtet, feuerrot bis in die Schläfen hinein, erhob er sich.

Mit zitternden Knieen, halb weinend, eilte sie auf die Kammerthür zu.

Hier blieb sie noch einmal stehen, und ihn mit erschreckten Augen anblickend, sagte sie:

„Gehen Sie! Gehen Sie sofort nach Hause!“

„Fräulein Ilona!“

Unbeschreiblich war die verzweifelte, flehende Bitte in seiner Stimme. Und nun weinte er gar, weinte wie ein kleiner Junge.

Sie blieb noch stehen.

Ihre Hand auf der Thürklinke zitterte vor Furcht und Ratlosigkeit.

„Edmund! — Gehen Sie! — Seien Sie vernünftig! —“

„Fräulein Ilona!“

Er war nun dennoch wieder bei ihr und blickte sie mit seinen demütigen großen Augen an.

„Verzeihen Sie, Fräulein Ilona!“

„Nun ja! Aber nun sind Sie recht verständig! Und thun mir den Gefallen, und gehen! — Nicht?“

Sie hatte aufgeatmet.

Sie hielt ihm die Hand hin.

Er führte sie schnell, mit einer gierigen Hast, an seine Lippen und küßte sie.

Unwillkürlich mußte Ilona lächeln.

In dem Augenblick tönte die Flurglocke.

Es war Erhard.

Mit einem erregten und umdüsterten Gesicht trat er in das Zimmer.

„O, sieh da?! — Du hast ja Besuch?!“ wandte

er sich an Ilona. „Hm! Was verschafft uns die Ehre, junger Herr?“

Er lachte, mit einem spöttischen Sarkasmus.

„Ich hoffe, Sie haben heute ihre Schularbeiten schon gemacht?“

Edmund, der bis dahin feuerrot in seiner hilflosesten Schuljungenverlegenheit dagestanden hatte, sah Erhard jetzt mit einem finsteren, festen Blick ins Gesicht. Seine Hände krampften sich zusammen. Und es schwoll ihm ja wohl gar die Stirnader? —

Sieh, sieh! Der junge Herr bekam einen Zornanfall.

Vererbung! — Der alte Steffens, sein Vater, galt für einen sehr jähzornigen Herrn.

Er reizte Erhard. Sein Gleichmut war durch die letzten Tage zu sehr mitgenommen.

„Sie werden jedenfalls einsehen, daß Ihnen das vorderhand dienlicher ist!“

In diesem Augenblick stieß Edmund einen dumpfen Schrei hervor und stürzte mit geballter, erhobener Faust auf Erhard los.

„Edmund!“

Ilona war auf ihn zugeeilt und hatte ihn beim Arm gefaßt.

„Was thun Sie denn?! Besinnen Sie sich!!“

Edmund blieb stehen. Mit gesenkten Augen und glührotem Gesicht. Schaum stand vor seinen zuckenden Lippen. Er stöhnte. Sein Brustkasten arbeitete. Der zurückgestaute Anfall machte ihn den ganzen Körper erzittern. Plötzlich begann er laut zu weinen.

Erhard sah ihn in diesem Augenblick nicht ohne ein heimliches Wohlgefallen. Es war eigentlich ein prächtiger Anblick. Der schlanke, kräftige und ebenmäßige, junge Körper; das sympathische Gesicht mit seinem Ausdruck erregter Mannheit.

„Edmund! Beruhigen Sie sich! — Hören Sie? — Gehen Sie! — Bitte, gehen Sie! — Nicht wahr? Sie sind verständig?“

Ilona strich ihm leicht mit ihrer bebenden Hand über Schulter und Arm.

Edmund antwortete nicht. Sein Weinen stockte. Einen Augenblick sah er noch mit einem starren Blick vor sich hin. Dann raffte er sich zusammen und stürmte aus dem Zimmer.

Er hatte Erhard noch einen festen, feindseligen Blick zugeworfen.

Was für eine prächtige Naivetät in dem Blick gewesen war! —

Für einen Augenblick war ein Schweigen.

Er sah nur die zwei Geigen, ihr luftiges Kleid und die sonderbare, backfischmäßige Haartracht.

Entsetzlich! Wie albern sah sie aus!

Und doch machte es ihn auch wieder stutzen! — Was hatte das zu bedeuten?! Schon vor ein paar Tagen! Das Gespräch, das sie da miteinander gehabt! Was hatte diese plötzliche Unruhe in ihr Wesen gebracht?

„Ihr habt zusammen Geige gespielt?“ fragte er endlich.

„Ja!“

Nein, diese — Haare!—

„Wie kommt denn dieser dumme Junge hier her?“ fragte er mit unterdrücktem Zorn.

Sie schwieg.

„Und gar Geige habt ihr zusammen gespielt!“

Noch immer schwieg sie.

„Bist du etwa gar wieder mit ihm übereingekommen, ihm Stunden zu geben?“

„Nein!“

„Ah! — Nun, und doch besucht er dich?“

„Ja, er kommt ab und zu!“

Sie wurde trotzig.

Und plötzlich fing sie an, im Zimmer umherzuschlendern, hier und da etwas in die Hand zu nehmen und es in einer wie gelangweilten Weise zu betrachten.

Und nun fing sie wohl gar an, vor sich hinzusummen?!

Er nagte die Lippe.

Die Haare! — Und die — Haare! — Nur immer sah er ihre Haare! Die backfischmäßigen Bewegungen dieses blöden Haarbusches mit seiner roten Schleife. — Eine unerträgliche Empfindung von Widerwillen und Zorn löste es in ihm aus. Nur immer diese Haartracht nahm er wahr. Es würgte ihm in der Kehle.

Aber noch mäßigte er sich.

„Er besucht dich! — Ja, wie bist du denn noch im stande, das zu dulden?! — Siehst du nicht, daß das geradezu unverantwortlich von dir ist? — Siehst du nicht, wie erregt er ist? Seine offenbare sinnliche Erregung! Was für ein maßloser Leichtsinn! Siehst du das nicht? — Wie kann man einen jungen Menschen so verwirrt machen?!"

Er sprach schließlich etwas nörglich und nervös, mit einem Anstrich peinlicher Pedanterie und Schul-

meisterei, im Bestreben, seinen Zorn und seinen Abscheu zu bemeistern.

Und das war es, was sie nervös machte.

Unausstehlich war es ihr! —

Außer sich vor Widerwillen rief sie plötzlich:

„Ach bitte! — Mach mir doch keine Vorschriften! — Es gefällt mir eben, mit ihm zu verkehren; und gut! — Ich bin frei und kann thun, was ich will!“

Sie hatte nicht gewußt, was sie sagte. Alles war in dem Augenblicke in ihr nervöser Abscheu vor seiner pedantischen Redeweise.

O unmöglich?!

Er stierte sie an. Mit knirschenden Kinnladen.

Eine wahnsinnige Wut stieg in ihm auf.

„Vettel!“

Er war auf sie zugestürzt und hieb nun, blind vor Wut und wahnsinniger Eifersucht, auf sie ein.

Sie verhielt sich ganz still. Ohne Widerstand, totenbleich, hielt sie die Augen geschlossen und duldete die Schläge. Ohne einen Schmerzenslaut. Nur zwei klare Thränen rannen ihr langsam an den weißen Backen hinab.

Plötzlich kam er zu sich.

Langsam war sie auf die Chaiselongue niedergeglitten.

Sie war — ohnmächtig!!

Ah! Und — Blut!!!

Blut!!! . . .

Von der Nase und dem Mund rann es ihr herab, aus einer breiten Schramme, am Hals hernieder, auf die Brust, netzte die Salbel ihres Kleidausschnittes und rieselte mit tiefroten Tropfen auf das Kleid.

Blut!! — O Gott!!

„Ilona! — Teure! Süße! — Heißgeliebte!"

Im unsinnigsten Schmerz war er über sie hingestürzt und, ihren Kopf zwischen beiden Händen, bedeckte er ihr Gesicht mit heißen, flehenden Küssen, die holdesten Liebesworte stammelnd.

„Komm zu dir!! — Hörst du!! — Süße! — Ilona!"

Da! — Jetzt!

„Lieber!"

Mit unsäglicher Innigkeit hatte sie es gehaucht. Langsam hatten sich ihre großen, dunklen Augen aufgethan, mit unaussprechlicher Liebe und Zärtlichkeit; und ein mildes, süßes Lächeln lag um ihre Lippen.

„Lieber!“

Vor seligster Wonne schloß sie jetzt halb die Lider.

Er weinte. Schluchzte wie ein Knabe vor unmenschlicher Schmerzwonne.

Und wieder öffnete sie die Augen. Und es war in ihrem Ausdruck wie Respekt und eine frauliche Scheu.

Er fühlte dies . . . Den ganzen Inhalt und die tiefste Bedeutung dieses Blickes . . .

Sieg! — Sieg!

Sie liebte ihn! — Jetzt erst liebte sie ihn! —

Sie hatte seine Mannheit erkannt! — Liebte ihn!

Sie war Frau geworden! . . .

„Ilona!“

Wie einen seligen Jubelschrei rief er es.

---

## XXVII.

Lieber! —

Wie eine wundersame Musik klang in seiner Seele dies Wort nach; webte sich durch alle nächsten Tage. Alle Himmel war dies Wort! —

Noch nie hatte sie dies zu ihm gesagt! Noch nie mit dem gleichen Ausdruck gänzlicher Hingabe! Noch nie mit so hold-scheuer, seliger Verwunderung! . . .

Es war ihm, als sei er jetzt erst Mann geworden. Jetzt erst war der letzte Rest eines letzten, heimlichen und instinktiven Widerspruches aus ihrem Wesen gewichen, der sich gegen einen Zug seines Charakters gerichtet, der mit ihrem Begriff einer wahren Mannheit noch im Widerspruch gewesen.

Es war der Hang zur Reflexion, zur theoretisierenden Pedanterie, die etwas Nörgliches und Nervöses hatte, der Hang zur seelischen Analyse und psychologischen Haarspalterei. Das hatte ihrem gesunden Sinn, der rasseechten, gesund-primitiven und natürlichen Weiblichkeit ihres Wesens widersprochen.

Nun erst war sie mit ihm zufrieden; hatte

gerade durch seine Brutalität hindurch die Grundkraft gesunder Mannheit erkannt, und war durch sie von dem instinktiven Widerspruch ihrer weiblichen Sensibilität erlöst.

Es fiel ihm ein, daß sie ja einem östlicheren, slavischen Milieu entstammte, wo Mann und Weib anders lieben; wo das Weib wohl gewohnt ist, vom Manne brutalisiert zu werden; wo es vielleicht gar in der männlichen Brutalität und Verachtung eine wesentliche und notwendige Eigenschaft gesunder Mannheit erkennt, vor der sie Respekt hat, in der ihre weibliche Sensibilität ruht, Sicherheit, Stete und Stütze findet.

Jetzt erst, fühlte er, gehörte sie ihm. Ganz! — Verstand und erkannte ihn! — Jetzt erst! . . .

O, und ein einziges süßes Wort, mit dem sich eine Seele erschließt, ein einziges Wort der Liebe: und die Welt ist voller Herrlichkeit, ist Blüte und Schönheit, und die Erde ist Himmel! . . .

✿

Etwa eine Woche später wurde Erhard zu Steffens gerufen.

Er fand die Familie in höchster Bestürzung, in Verzweiflung.

Edmund war plötzlich gestorben.

Mit Not und Mühe behielt Erhard seine Fassung. Edmund hatte sich vergiftet. Die Diagnose ergab Strychninvergiftung . . .

Wie ein Verbrecher eilte er durch die Straßen zu Ilona.

Ihm war, als trage er ein Kainszeichen. Als müsse ihm jeder ein Verbrechen von der Stirn ablesen.

Doch in dem Gefühl war Trotz und Verachtung; und nicht zum wenigsten eine wilde, starke Freude.

Die Krisis der letzten Zeit war nun überwunden.

Er konnte nun nicht mehr zurück. Der Bruch mit der Umgebung, mit der Vergangenheit war vollendet.

Totenbleich eilte Ilona ihm entgegegen.

Sie wußte bereits alles. Edmund hatte ihr geschrieben. In einem feurigen Abschiedsbrief hatte er ihr noch einmal seine Leidenschaft gestanden, hatte ihr geschrieben, daß er ohne sie nicht mehr leben könne, daß er tot sei, wenn sie diesen Brief bekomme.

Und nun kam Erhard und bestätigte ihr dies alles! —

Ohnmächtig fiel sie an seine Brust.

Er betrachtete das weiße Gesicht, den schönen Leib, der in seinen Armen hing. Mit einem jauchzenden, seligen Triumphblick.

Ihm war, als sei der Tote der Priester, der ihre unlösliche Verbindung eingeweiht. Der stumme Fluch seines Todes hatte sie miteinander für immer verbunden. Wie einst der Cherub die Ureltern der Menschheit aus einer alten Gemeinschaft, der sie entwachsen, in eine neue Welt gestoßen, in eine Zukunft hinein, von der ihnen nichts sicher war, als die Notwendigkeit ihrer unaufhörlichen Zusammengehörigkeit; so, fluchvereint wie einst Adam und Eva, gingen auch sie beide in eine neue Zukunft ein; mit keinem anderen Rüstzeug als der heiligen Kraft ihres Trotzes und den schlummernden Welten und Gebilden ihrer schicksalbestimmten Vereinigung.

„Was ist dir?“ fragte er sie, stark und fast fröhlich, als sie zu sich gekommen. „Alles ist gut! — Wir haben nichts mehr als uns und wir haben alles!“

❀

Und die Gesellschaft richtete sie; verurteilte sie in allen Instanzen.

Sie handelte, wie sie mußte; und somit immerhin rechtens. Doch Recht stand wider Recht.

Was sollte Gewissen, Reue oder was auch immer dergleichen! Zwei Welten lösten sich hier von einander. Eine neue, die ihre, mit schicksalbestimmten, neuen Gesetzen von einer alten, die irgendwie diese Gesetze in sich gezeugt und sie doch, schien's, als einen unvereinbaren Widerspruch von sich abscheiden mußte.

Vielleicht schied die Gesellschaft sie aus wie einen Krankheitsstoff. Doch dieser Krankheitsstoff bedeutete nichts anders als ihre eigene Unzulänglichkeit.

Und so fanden sich die beiden in die neue Dimension einer neuen Kraft und Lebensenergie hinein und neuer ethischer Gesetze . . .

Wußte der Himmel, wie das Gerücht entstanden war: doch es dauerte nicht lange, so brachte man den Tod Edmunds mit Ilona in Verbindung; und es war nur selbstverständlich, daß man auch Erhard mit hineinzog.

Das Geklätsch breitete sich aus. Feinde fanden Gelegenheit zu Verleumdungen. Man that die Beiden in Acht und Bann.

Nun, es lag ein Humor darin, daß niemand von ihnen allen über seinen Gesichtspunkt hinaus konnte.

So fühlte es Erhard; mit Laune fast, und mit Gleichmut.

Ihm war so frei; so stark und rüstig fühlte er sich! . . .

---

## XXVIII.

Dann kam der Abschluß mit Greta.

Doch es war kein guter und freier! —

Seine Stimmung war die ganze letzte Zeit unleidlich gewesen. Er war aus den Nörgeleien und Nervositäten gar nicht herausgekommen. —

Im Grunde, weil er nicht wußte, wie mit der Notwendigkeit zu Stande kommen, sich mit Greta auseinanderzusetzen.

Gegen seinen Willen tyrannisierte er sie mit der Unruhe seiner Unentschiedenheit auf das äußerste. Zwischenhinein erwachte dann auch wohl in ihm wieder einmal eine Sympathie und ein Mitleid.

So schwankte er noch.

Greta ihrerseits zeigte sich gegen ihn von Tag und Tag kälter und verschlossener.

Für sie war alles ein für allemal abgemacht. Sie wartete nur auf den letzten Abschluß. Weit mehr als er war sie eigentlich in dieser Angelegenheit Charakter.

Enger war ihr Anschluß an Alwin geworden, der immer noch in der Stadt zu thun hatte und fast täglich im Hause ein und aus ging.

Er behandelte sie mit einer stillen und sehr warmen, treuen Verehrung, die ihr wohl that und die ihr immer wohlthuender und unentbehrlicher wurde. Gegen Erhard dagegen zeigte er Mißtrauen und eine Art von linkisch-unbeholfener Reserve.

Eines Tages hatte Erhard mit Greta den abscheulichsten Auftritt gehabt. Zum ersten Mal hatte sein unleidliches Wesen ihre ganze Empörung und Verachtung gegen sein schwankendes und unentschlossenes Verhalten hervorgetrieben. In gedrückter und schuldbewußter Stimmung hatte er sich auf seine Patientenbesuche begeben und Greta in dem trostlosesten Zustand zurückgelassen.

Dann war Alwin gekommen, und sie hatte

sich ihm an die Brust geworfen und sich ausgeweint.

Niemanden besaß sie mehr außer ihm, dem sie sich anvertrauen konnte; und das Maß ihrer Leiden war in diesen Tagen übervoll geworden . . .

Dann war Erhard zurückgekommen.

Alwin, dessen Mißtrauen gegen ihn in der letzten Zeit immer stärker geworden war, erwiderte kaum seinen, wie meist, etwas spöttischen Handdruck. Er hatte aus unwillkürlicher Höflichkeit in seiner gutherzigen und linkischen Weise gelächelt; aber er entzog ihm seinen Blick.

Die Stimmung war eine schwüle und gepreßte.

Erhard war sehr übler Laune, die er nicht für sich behielt.

Es ging soweit, daß Greta plötzlich anfing, laut aufzuweinen.

Und da geschah etwas Unerhörtes.

Vetter Alwin hatte bis daher nur so dagesessen, ohne einen offenen Anteil zu nehmen. Nur daß er noch schweigsamer war als für gewöhnlich. Und dann hatte Erhard beobachtet, wie er ab und zu die Stirn runzelte, seine großen Hände rieb und

vor sich hinmurmelte. Und sein Gesicht war röter als sonst.

Aber gerade diese heimliche Mißbilligung hatte Erhard noch mehr gereizt.

Und da geschah das noch nie Dagewesene!

Sobald Alwin Greta weinen sah, sprang er in die Höhe, Erhard mit geschwollener Stirnader und geballten Fäusten fixierend, und begann mit einer vor Zorn stammelnden Stimme, welche die Worte wie Felsblöcke hervorschleuderte, Erhard Vorwürfe zu machen. Wohl noch nie hatte er so viel gesprochen. Aber vor Gutmütigkeit und Mitleid mit Gretas Lage weinte er fast. Und dieses Weinen war nicht allein im Ton seiner Stimme; sogar in seine Augen brachte es einen feuchten Schimmer.

Erhard lachte laut auf.

Und mit diesem Lachen verließ er die beiden ...

✿

Eine Woche später schritt Erhard mit Ilona durch graugrünen Dünenhafer zum Meerstrand hinab.

Sie waren zunächst an die Ostsee gereist und wohnten in einem kleinen abgelegenen Badeort der pommerschen Küste. Sie gedachten hier ein paar Wochen zu verweilen, um dann eine Reise nach Norwegen anzutreten.

Es war ein prächtiger, sonniger Sommertag.

Völlig wolkenlos blaute der Himmel. Das ruhige Meer war azurblau. Mit sanften Kräuselwellchen dehnte es sich wie ein Binnenlandsee, eine schmale, schmeichelnde Schaumlinie gegen den weißgelben Ufersand herantreibend. Bunte Schmetterlinge, Füchse, Pfauenaugen und Admirale, und grellfarbige Motten taumelten am Strand entlang, über die lichtgrünen Sandflechten und -Moose und die rotbraunen Tanghaufen und bunten Algen hin.

Die beiden lustierten sich kreuz und quer über die breite, leuchtende Strandfläche zu promenieren. Bald waren sie zwischen dem lichtgraugrünen Dünenhafer, Brombeeren zu pflücken, bald wateten sie, die Schuhe voll feinen Sandstaubes, durch den Sand, bückten sich nach Steinen und Muscheln, fanden ein Stückchen Bernstein, freuten sich über die prächtigen, bunten Schmetterlinge, über die Sandflohherden, die weiß und durchsichtig um ihre Füße herumhüpften, über die Marienkäferchen, vor

denen man sich hier nicht retten konnte. Sie verweilten vor einem Fischerkahn, der an den Strand gezogen wurde; ruckweise in einem von einem Sang bestimmten Rhythmus. Es nahm sich aus wie ein Eskimolied. Das Boot war voller Schollen, die auf Schubkarren geladen und den Strand hinauf gefahren wurden.

Auf dem Badesteig sitzend, fanden sie, daß das Meer wie eine bunte, durchsichtige Sagosuppe aussähe und freuten sich wie Kinder an dem Spiel der Quallen.

Sie waren von allen Farben vorhanden. Da gab es ganz zart rosafarbene, salontintenviolette und hellviolette, lilafarbene und sepiabräunliche, lachsfarbene, weiße und rauchblaugraue.

Erhard war in einem hellen Strandanzug und seine braune, schwarzäugige Ilona in einem lichtgelben Staubmantel, eine runde, weiß und blau gestreifte Wollmütze auf dem schwarzen Haar.

Wie Kinder lebten sie diese Tage; ohne Gedanken an irgendwelche Vergangenheit und Zukunft, immer nur mit dem Meer vereint und seiner großen, herrlichen Seele, die ihnen so gütig und sonnig zulächelte; ganz eingewoben in den lachenden Rhythmus ihres sommerlichen Lebens.

Sonnenaufgänge sahen sie und Sonnenuntergänge, und hundert Worte teilte ihnen die große, heilige Meerseele mit, mit Farben, Lauten und Bewegungen und das eine, große, allumfassende von der Lust. Aber es lächelte dies Wort, und Lust hieß Freude, Freude und nochmals Freude! . . .

Es jauchzte, lachte, koste, verhieß in diesem goldfunkelnden Sepiabraun dicht gegen den Strand vor der weißschäumenden, jubelnden Brandung; lachte in flaschen- und pfauenfedergrünen Tönungen, und mit leisen, schelmischen Übergängen in die große, breite Einheit des Ultramarinblau an der fernen Rinne hin. Blauer Himmel stand über dieser Pracht, bewölkt, mit weißen und grauen schnellziehenden Wolkengebilden.

Oder sie saßen abends bei einem Glas Wein bis tief in die Nacht hinein auf der Terrasse ihres Hotels und träumten in das strahlende Gewimmel der Welten, sahen auf der schwarzen Rinne das rhythmisch zuckende Feuer des Leuchtturmes und der Leuchtschiffe, die fern an der dänischen Küste stationiert waren.

Und immer, immer hörten sie, geeint in der großen, brausenden Monotonie der Brandung, jenes eine heilige Wort von der Lust und der Freude,

das ihre Seelen auf den gewaltigen Fittigen eines neuen Evangeliums trug.

So trieben sie ferneren Vollendungen entgegen.

Ende.



